

Zentrum für Europäische Integrationsforschung
Center for European Integration Studies
Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn



Ludger Kühnhardt
Tilman Mayer (Hrsg.)

Die Gestaltung der Globalität
Wirkungen der Globalität auf
ausgewählte Fächer der
Philosophischen Fakultät

Discussion Paper

C203
2011

ISSN 1435-3288

ISBN 978-3-941928-05-3

Zentrum für Europäische Integrationsforschung
Center for European Integration Studies
Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn

Walter-Flex-Straße 3
D-53113 Bonn
Germany

Tel.: +49-228-73-1810
Fax: +49-228-73-1818
<http://www.zei.de>

Michael Bernsen ist Professor für Vergleichende Romanische Philologie.

Markus Gabriel ist Professor für Philosophie.

Dominik Geppert ist Professor für Europäische Zeitgeschichte.

Konrad Klaus ist Professor für Orient- und Asienwissenschaft.

Ludger Kühnhardt ist Professor für Politische Wissenschaft und Direktor am Zentrum für Europäische Integrationsforschung.

Tilman Mayer ist Professor für Politische Wissenschaft und Zeitgeschichte.

Harald Meyer ist Professor für Japanologie.

Barbara Schmidt-Haberkamp ist Professorin für Neue Englische Literatur und Postcolonial Studies.

Caja Thimm ist Professorin für Medienwissenschaft.

Die Herausgeber und Autoren sind Professoren der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn.

Die Beiträge sind aus Vorträgen im Rahmen des Projektes *Die Gestaltung der Globalität in Europa* entstanden.

Inhalt

<i>Ludger Kühnhardt / Tilman Mayer</i>	3
Globalität und curriculare Implikationen in den Geisteswissenschaften	
<i>Michael Bernsen</i>	7
Die Bonner Romanistik in Zeiten der Globalität	
<i>Barbara Schmidt-Haberkamp</i>	15
Globalität: Die Perspektive der Postcolonial Studies	
<i>Dominik Geppert</i>	25
Weltgeschichte und Global(isierungs)geschichte als Boombranchen der historischen Forschung	
<i>Caja Thimm</i>	35
Die neuen Netzmedien – Global, ubiquitär, sozial	
<i>Markus Gabriel</i>	41
Ontologie und Globalität	
<i>Konrad Klaus</i>	51
Die Entwicklung der Indologie im Zeitalter der Globalität	
<i>Harald Meyer</i>	63
Japanstudien auf „Globalesisch“?	

Ludger Kühnhardt / Tilman Mayer

Globalität und curriculare Implikationen in den Geisteswissenschaften

I. Fragestellung

Seit 2009 führt das Zentrum für Europäische Integrationsforschung (ZEI) gemeinsam mit einer Reihe von Professoren der Philosophischen und der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Bonn ein Forschungsprojekt durch, das sich unter dem Titel „Die Gestaltung der Globalität /Shaping Globality“ mit den geistes- und kulturwissenschaftlichen Implikationen der Globalisierung beschäftigt. In verschiedenen Kolloquien und Publikationen haben sich die beteiligten Wissenschaftler unterdessen mit zentralen Methodenfragen und Deutungskontroversen hinsichtlich der Gestaltung der Globalität aus der Perspektive der Geistes- und Kulturwissenschaften befasst. Zwei frühere ZEI Discussion Paper (www.zei.de) bilanzieren erste Ergebnisse des Projektes.

Im Zentrum des Forschungsprojektes steht die Frage, ob und inwieweit Europa weiterhin Referenzrahmen für Begriffsbildungen, Symbolisierungen und Sinndeutungen im Zeitalter der Globalität ist. Angesichts heutiger weltweiter Diskurse zur Globalität wird exemplarisch nach den Konsequenzen des global turn für den seit der Aufklärung erhobenen Anspruch Europas auf geisteswissenschaftliche Deutungshoheit gefragt.

Die mitbeteiligten Wissenschaftler gehen dabei von folgenden Begriffsdefinitionen aus:

- Globalität wird verstanden als (1) ein partiell durchaus unvollständiger und ambivalenter Zustand globaler Vernetzung und Verdichtung, der auch geisteswissenschaftliche Deutungsfragen aufwirft. Das diskursive Ringen um die mondiale Gesamtdeutung, die sich im Begriff der Globalität ausdrückt, verhält sich (2) reflexiv zu den Prozessen und Ausdrucksformen der Globalisierung. Gemeinhin wird Globalisierung primär verstanden als ein anhaltender technisch-ökonomischer und medialer Prozess, der allerdings nicht im Kern des Forschungsvorhabens steht. Globalität umfasst als Zustand und Begriff die Anerkennung von Disparitäten, Asymmetrien und Widersprüchen, sowohl in den materiellen als auch in den geistigen Formationen.
- Global turn wird verstanden als ein Reflexionsmodus, der die Frage nach neuen Kategorien in der geisteswissenschaftlichen Arbeit aufwirft. In den Kulturwissenschaften meint der Begriff des „turn“ einen neuen Forschungsfokus, der als Medium der Erkenntnisbildung dient. Das Forschungsprojekt geht von der These aus, dass der gegenwärtige global turn Europa (wie alle anderen Regionen auch) nicht nur ökonomisch und technisch herausfordert, sondern auch eine geisteswissenschaftliche Rekonstruktion seiner Welt- und Gestaltungsfähigkeit abverlangt.
- Europa wird als ein Verständigungsraum aufgefasst, in dem sowohl ideelle Einheit (in der Tradition des westeuropäischen Aufklärungsdenkens) als auch Divergenz nebeneinander bestehen („Einheit in Vielfalt“). Trotz unterschiedlicher Wahrnehmungen und Akzentuierungen bietet Europa aufgrund geistesgeschichtlicher Voraussetzungen einen gemeinsamen wissenschaftlichen Diskursrahmen, der auch für Intellektuelle anderer Regionen und Zivilisationen anschlussfähig ist.

II. Kontext

Der wissenschaftliche Kontext, in dem das Forschungsprojekt steht, stellt sich wie folgt dar: Globalität gehört zu den jüngsten Deutungskategorien in Bezug auf die schon länger anhaltenden und wissenschaftlich begleiteten Globalisierungsprozesse. Das Globalitätsparadigma geht von der Prämisse aus, dass die Globalisierungsprozesse auch eine geisteswissenschaftliche Herausforderung darstellen, die reflexiver Untersuchung offenstehen. Mit der mondialen Gesamtdeutung, die das Globalitätsparadigma zum Ausdruck bringt, rückt die sich im Globalisierungsprozess andeutende Einheit der Welt verstärkt auch in den Fokus der geisteswissenschaftlichen Aufmerksamkeit, obgleich noch immer realgeschichtliche Disparitäten, Asymmetrien und Widersprüche den Prozess wachsender Globalität charakterisieren. Mit dem Begriff des global turn soll der methodische Reflexionsmodus für die experimentell angelegte Forschungsarbeit verdeutlicht werden.

Die an dem Forschungsprojekt beteiligten, europäisch geprägten Bonner Geisteswissenschaften streben exemplarisch an, leitmotivische Beiträge zur Gestaltung der Globalität („Shaping Globality“) in geisteswissenschaftlicher Perspektive vorzulegen. Aus geisteswissenschaftlicher Perspektive wird daher untersucht:

- welche Implikationen der global turn auf Europa als einem geistigen Verständigungsraum hat;
- wie in den okzidental geprägten geisteswissenschaftlichen Diskursen die sich neu bildenden globalen gesellschaftlichen Zustände, Prozesse und Theorien reflektiert werden und
- auf welche Weise Europas Geisteswissenschaften durch Normvorstellungen mit universalem Gültigkeitsanspruch Globalität mitgestalten können.

Durch die geisteswissenschaftliche Perspektive auf den Begriff der Globalität wird eine gleichsam ontologische Restrukturierung elementarer Begriffe der Weltdeutung und des europäischen Selbstverständnisses möglich. Im „Zeitalter der Globalität“ stehen die Geisteswissenschaften vor der Aufgabe, ihre erprobten Kategorien und Begriffe neu zu interpretieren.

III. Implikationen für die Lehr- und Forschungsinhalte in ausgewählten Geisteswissenschaften

Die Kernfrage des Forschungsvorhabens lautet also: Wie verändert – aus geisteswissenschaftlicher Sicht – Globalität Europa und wie verändert Europa die Globalität? In dem mehrjährig angelegten Forschungsprojekt wird die Frage untersucht, auf welche Weise der global turn unter anderem die politikwissenschaftliche, theologische, philosophische, historische, pädagogische, psychologische und regionalwissenschaftliche Perspektive prägt. Dadurch wird anwendungsrelevanter Erkenntniszuwachs darüber erwartet, ob und auf welche Weise europäische geisteswissenschaftliche Deutungsmuster im Zeichen der Globalität universell bedeutsam bleiben oder gar Maßstäbe setzen können.

Mit diesem ZEI Discussion Paper – dem dritten im Rahmen des Forschungsprojektes – stellen die Autoren erste Überlegungen vor, die in diese Richtung weisen. Die Vertreter der mit ihren Beiträgen versammelten Bonner Geistes- und Kulturwissenschaften haben die Frage reflektiert, welche Implikationen Globalität und global turn für die Lehr- und Forschungsinhalte ihrer jeweiligen wissenschaftlichen Disziplin haben. Damit werden Brücken aufgezeigt zwischen der abstrakten wissenschaftlichen Diskussion des Kernthemas „Die Gestaltung der Globalität/Shaping Globality“ und den Neuorientierungen, vor denen Geistes- und Kulturwissenschaften stehen, wenn sie die theoretischen Erkenntnisse der gemeinsamen Forschungsanstrengung als Chance für ihre jeweilige wissenschaftliche Disziplin aufgreifen.

Michael Bernsen

Die Bonner Romanistik in Zeiten der Globalität

I. Was ist unter Globalität und unter Globalisierung zu verstehen?

Globalität bedeutet Wahrnehmen und Handeln in einem faktisch grenzlosen Raum. Globalisierung bezeichnet die Einrichtung transnationaler Netzwerke jenseits nationaler Machtsteuerungsmechanismen. Die Ursachen der Globalisierung sind vielfältig, insbesondere sind zu nennen: die Weiterentwicklung der Informationstechnologie, transnationale soziale Bewegungen (z.B. die Studentenbewegung der sechziger und frühen siebziger Jahre / die Ökologiebewegung), das Ende der politischen Blockbildungen, neue Strategien kapitalistischer Produktvermarktung (Marketing).

II. Lässt sich die Globalisierung aktiv gestalten und welche Gestaltungsmodelle könnten ihr zugrunde liegen?

Nach Tony Blair kann man von der Unvermeidbarkeit der Globalisierung ausgehen („You can't stop globalisation as you can't stop the rain from falling.“). Die Frage, ob die Globalisierung sich aktiv gestalten lässt oder weitgehend ungesteuert ohne die bewusst-rational lenkende Einwirkung politischer und wirtschaftlicher Instanzen, ist nicht zu beantworten. (Beispiele solch ungesteuerter Herausbildungen zweckrationaler politischer und kultureller Systeme gibt es gerade in der Romania: 1. Die gesellschaftli-

chen Veränderungen im Zeichen der Entstehung der europäischen neuzeitlichen Zivilisation (Frankreich, 16.-17. Jh.) / 2. Die Sprachentwicklung hin zur Nationalsprache in Italien im 16. Jh. (Machiavellis These: Toskanisch als Sprache der wirtschaftsstärksten Region setzt sich durch). Als Modelle der Globalisierung stehen im Wesentlichen das amerikanische, das europäische und das asiatische bereit. Kann man Globalisierung auf der Basis einer rein auf den ‚homo oeconomicus‘ beschränkten Vorstellung betreiben? Kann das europäische Modell der sozialen Regelungen und kulturellen Differenzierungen ein Vorbild für die Globalität sein? Ist die europäische Definition des Menschen als kulturelles und sozial determiniertes Wesen eine Vorstellung, die der Komplexität des menschlichen Zusammenlebens in der Globalität gerechter wird, allein weil sie die Berücksichtigung regionaler Spezifika mit bedenkt? Oder setzt sich am Ende ein kollektivistisches Denken asiatischer Prägungen durch?

III. Welche Rolle kann ein Fach wie die Romanistik bei der Globalisierung spielen?

Da die Romanistik sich allein mit 10 Nationalsprachen und Kulturen beschäftigt, spielt sie zwangsläufig bei der Reflexion über Globalität eine erhebliche Rolle. Bei aller Zunahme von Globalität nimmt gleichzeitig die Bedeutung lokaler Faktoren zu. Dies führt zu einer Aufwertung unterschiedlicher Formen der ‚Area Studies‘, die auch in der Romanistik betrieben werden. Die Kölner Romanistik baut gerade einen MA-Verbundstudiengang „Regionalstudien Frankreich und frankophone Welt“ auf, der auf den Säulen Romanistik, Geschichte und Politikwissenschaft (evt. auch wahlweise BWL oder VWL) ruhen wird. An diesem – dies wird zur Zeit verhandelt – wird die Bonner Romanistik sich vermutlich beteiligen.

Mit der Bedeutung lokaler und regionaler Faktoren nimmt auch die Beachtung interkultureller Prozesse zu. Die Lehre und die Forschung über die Interkulturalitätsfrage im Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland

spielt eine zunehmende Rolle (z.B. durch die Vergabe von entsprechenden Dissertationsthemen).

Die Romanistik, ganz besonders die Bonner, reflektiert explizit Formen der Globalisierung: 1. die Rolle der Frankophonie, 2. die fortschreitende Hispanisierung der Welt, 3. die Untersuchung der kulturellen Bedeutung Europas im Hinblick auf die Rolle, die es im Prozess der Globalisierung spielen kann.

IV. Wie wird die Frage der Globalität in der Bonner Romanistik unter thematischen Gesichtspunkten aufgegriffen?

Mit der Frankophonie beschäftigt sich in der Bonner Romanistik literatur- und kulturwissenschaftlich der Koordinator des Trinationalen Graduiertenkollegs Rolf Lohse. Die Bedeutung der französischen Kultur in der Welt ergibt sich aufgrund ihrer herausragenden Stellung in Europa vor allem im 17. und im 18. Jahrhundert, sowie aus der Stellung des Landes als führende Kolonialmacht neben England im 19. und im 20. Jahrhundert. Die Frage ist, inwieweit das Französische, das als Diplomatensprache sowie als Sprache des Schul- und Verwaltungswesens insbesondere in Afrika immer noch eine herausragende Rolle spielt, als Gegenwicht gegen das Englische dient (OIF mit 49 Vollmitgliedern).

Der sprachwissenschaftliche Kollege Franz Lebsanft befasst sich in mehreren Projekten mit der „Weltsprache“ Spanisch, also der Hispanisierung der Welt. Mit dem Spanischen als einer „plurizentrischen“ Sprache hat sich zuletzt unter seiner Leitung eine Sektion auf dem deutschen Hispanistentag beschäftigt. Lebsanft verfolgt zudem in einem Projekt die Entwicklung des Spanischen als Zeitungssprache in Nordamerika. Dies ist besonders virulent, hatte der Politikwissenschaftler Samuel Huntington aus Harvard doch in seinem 2004 erschienenen Buch *Who are we?* im Kapitel *The Hispanic Challenge* die Vision verbreitet, dass in 20 Jahren in Nordamerika vor al-

lem Spanisch gesprochen werden könnte. Weitere Projekte Lebsanfts sind die Sprachenpolitik (die Europäische Charta der Regional- oder Minderheitensprachen: Tagung in Bonn im Oktober 2010), sowie die Sprachpflege in Frankreich und in Spanien. Bonn ist zudem der Sitz der Herausgeber der Zeitschrift *Romanische Forschungen*, herausgegeben von Mechthild Albert und Franz Lebsanft, mit einem internationalen Beirat und internationalen Beiträgen.

Das große Projekt im Rahmen der Globalitätsforschung der Abteilung für Romanistik ist die maßgebliche Betreuung des Trinationalen Graduiertenkollegs *Gründungsmythen Europas in Literatur, Kunst und Musik*. Die Programmatik dieses Kollegs wurde anfänglich vom Kollegen Geyer entworfen und von mir weiterentwickelt. Es geht darum, welche Rolle Europa im Prozess der Globalisierung spielen kann. Dazu muss Europa sich auf seine Gemeinsamkeiten besinnen; es muss sich stärker darauf konzentrieren, welche Geschichten zu welcher Zeit die Europäer miteinander verbunden haben und immer noch verbinden. Aufgrund der großen kulturellen Ausdifferenzierung in Europa wird es niemals gelingen, die Europäer unter einem so griffigen Mythos wie dem des ‚american dream‘ zu vereinen. Europa kann jedoch seine Stärken ausspielen, indem es die Bedeutung lokaler und regionaler Geschichten in Verbindung mit übergreifenden Geschichten herausstellt.

Mit solchen Fragen befassen sich die Dissertationen im Rahmen des Graduiertenkollegs. Ich selbst biete dazu folgende Themenbereiche an, um nur die zentralen zu nennen: Die Bedeutung Ägyptens in der Erinnerungsgeschichte Europas, speziell in der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts (Monographie mit dem Titel *Gründungsmythen Europas. Der Mythos von der Weisheit Ägyptens in der Literatur der französischen Moderne*). Ein weiteres Projekt behandelt „Die Bedeutung des Heiligen Franziskus für die Entstehung der neuzeitlichen Literatur“. Darin geht es wesentlich um die Herausbildung des europäischen sozialen und sozialstaatlichen Denkens. Überdies geht es im Graduiertenkolleg um die Untersuchung natio-

nalstaatlicher Mythen und ihre europäischen Vorgeschichten (z.B. Arminius). (Beispiele der Dissertationsthemen: Europäische Denkmalkonzepte / Die Schweiz als europäischer Kulturraum / Die Idee einer europäischen Verfassung beim Abbé Saint-Pierre und bei Rousseau / u.a.)

V. Welchen Einfluss hat die Globalität auf die organisatorischen Strukturen der Bonner Romanistik?

Das Trinationale Graduiertenkolleg Bonn-Paris-Florenz (Ausweitung auf englischsprachige Universität ist beabsichtigt) geht zurück auf einen 2005 beschlossenen Vertrag, ein europäisches Wissenschaftsdreieck zu schaffen. (Weiteres trinationales Graduiertenkolleg mit den gleichen Universitäten: Italianistik). Es existieren gemeinsame internationale Studiengänge: DIS mit Florenz, DFS mit Paris und ein Masterstudiengang „Renaissance“ mit Florenz und Paris. Hinzu kommen gerade Studiengänge mit Spanien, speziell der Universität Leon. Ferner betreibt die Romanistik gemeinsam mit der Altamerikanistik den Studiengang LAMA (Lateinamerikanistik und Ethnologie).

VI. Welchen Einfluss hat die Globalität auf die Bonner Romanistik in methodischer Hinsicht?

Die Globalität und ihre dominante Erscheinungsform des Internets hat Auswirkungen auf Autorisierungen wissenschaftlicher Autoren und wissenschaftlicher Institutionen. Neben solchen Autoritätsfragen von wissenschaftlichen Informationen stellt sich für jeden Forscher auch die einer internetspezifischen Urteilskraft.

Wenn man vor 20 Jahren forschte, orientierte man sich bei der Auswahl der wissenschaftlichen Literatur an Publikationen in sogenannten seriösen, etablierten Verlagen und Zeitschriften. Man orientierte sich an Schulen und den dort erkennbaren Ansätzen, Methoden und Orientierungen.

Heute ist die Informationsquelle auch für wissenschaftliche Arbeiten in erster Linie das Internet: wissenschaftliche Aufsätze holt man sich aus Datenbanken wie die Elektronische Zeitschriftenbibliothek oder in Frankreich persee.fr bzw. revue.org. Diese sind jedoch keineswegs vollständig. Noch weniger vollständig sind die von *google* eingescannten Monographien zu bestimmten Themen. Man riskiert also viel stärker als früher, Forschung nur selektiv (hier nach eher zufälligen Kriterien selektiert) wahrzunehmen.

Der Vorteil des neuen Mediums ist dessen Verlinkung. Man stößt auf Titel, auf die man selbst bei effizientem Bibliographieren nie gestoßen wäre. Das heißt alles in allem, dass sich Autorisierungskriterien wissenschaftlicher Literatur vollends verschieben bzw. verschoben haben. Wir haben es massiv mit der auf der Seite edge.org aktuell diskutierten Frage (aus diesem Jahr) zu tun: „How ist the Internet changing the way you think?“ und „Cloud Cultures. The Promise and the Threat.“ (Niclas Carr, „Is Google making us stupid?“).

Die entscheidende Frage, die sich seit kurzem zusätzlich stellt: Wird das Internet weiterhin ein open source net bleiben (so bislang die Propaganda von *google*), oder werden letztlich kostenpflichtige Applikationen geschlossene, durch die jeweilige Anwendung vorgegebene, reduzierte und zugleich kostenpflichtige Zugangsformen hervorbringen (so die Vorstellung von Apple mit seinem Store).

Neben solchen Autoritätsfragen von wissenschaftlichen Informationen stellt sich für jeden Forscher auch die einer internetspezifischen Urteilskraft (Mike Sandbote, Pädagogik). Diese ist geboten angesichts der von Paul Virilio erkannten „Datenbombe Internet“ (FAZ 1996), des sogenannten *information overload*.

Die methodischen Auswirkungen der Globalität auf die Arbeitsweise der Bonner Romanisten:

Ganz wesentlich ist der Einfluss der Kritik des abendländischen Logozentrismus durch Jacques Derrida – Begriff der *différance* (Gegensatz zwischen Zeichen und Bezeichnetem). Diese Sichtweise ist entstanden in einer Zeit der Aufhebung von Gewissheiten. Ich erinnere an die Proteste gegen den Neokolonialismus und Imperialismus – an das Aufbrechen von Strukturen der Nachkriegsgesellschaften. Derridas Dekonstruktion auf der Basis der Nietzschen Kritik der Kausalität führt zu einer anderen Wahrnehmung der Historiographie und ihrer Bedeutung – Bild vom Turmbau zu Babel, Ende eines hegemonialen Sprachkonzepts einer Universalsprache und kulturelle Vielfalt.

In die gleiche Richtung geht die Diskursanalyse: Diskursanalyse schließt an die Arbeiten von Michel Foucault aus den sechziger und siebziger Jahren an: Sie fragt nach den dominierenden Epistemen eines Diskurses – dies führt zur Aufgabe der traditionellen, klassischen Frage nach historischen Periodisierungen und Übergängen einzelner Perioden (Meine Habilitation über die Problematisierung lyrischen Sprechens im Mittelalter vor dem Hintergrund epistemischer Veränderungen im 12. Und 13. Jahrhundert).

Die Frage nach Epistemen führt letztlich zur Beschäftigung mit Macht-konstellationen. Rezeption des New Historicism (Stephen Greenblatt) – Entstehung von Mechanismen im viktorianischen England, die Persönlichkeitsbilder formen (self-fashioning), (Sektion des Bonner Romanistentages über europäischen Petrarkismus im 16. Jh.).

In Abkehr von den Errungenschaften der traditionellen Historiographie (Hayden White / Roland Barthes) stärkere Fokussierung auf die Erinnerungskultur (Mechthild Albert, Spanien der Nachkriegszeit sowie der Nach-Franco-Zeit / Ägyptenprojekt des Verfassers). Text, Autor und Geschichte sind also als sinnhafte Kriterien in Misskredit geraten. Zentral: Präsenzphänomene (Hans Ulrich Gumbrecht) / Dichte Beschreibung (Clifford Geertz).

Barbara Schmidt-Haberkamp

Globalität: Die Perspektive der Postcolonial Studies

Postcolonial Studies beschäftigen sich im weitesten Sinne mit der Geschichte des Kolonialismus und dessen Fortwirken in der Gegenwart. Der umstrittene und missverständliche Begriff *postcolonial* wird hier entsprechend nicht als synonym mit *post-independence*, also den Zeitraum nach der Unabhängigkeit der ehemaligen Kolonien beschreibend verstanden, sondern, der Definition von Ashcroft, Griffiths und Tiffin folgend, als ein zeitliches Kontinuum von Beginn der Kolonisation bis zum heutigen Tag bezeichnend.¹ Am IAAK bin ich für einen Teilbereich der Postcolonial Studies zuständig, die neuen englischsprachigen Literaturen und Kulturen, die im Gefolge der Kolonialisierung weiter Teile der Welt durch das britische Imperium zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert entstanden. Ein Vermächtnis des British Empire ist die Entwicklung des Englischen als *lingua franca*; im Ergebnis gibt es englischsprachige Literaturen und Kulturen heute nicht nur in Großbritannien und den USA, sondern auch in Australien, Kanada und Neuseeland, in der Karibik sowie in Südostasien und einigen Ländern Afrikas.

Die Anglistik hat sich mit dem Einzug der Postcolonial Studies in den 1990er Jahren – in der Nachfolge der seit den 1960er Jahren entstandenen Commonwealth Literary Studies – entscheidend verändert, insofern sie nicht mehr nur die Literaturen und Kulturen der britischen Inseln in den Blick nimmt, sondern auch die der genannten ehemaligen britischen Kolo-

¹ Bill Ashcroft, Gareth Griffiths und Helen Tiffin: *The Empire Writes Back: Theory and Practice in Post-Colonial Literatures*, London/New York: Routledge, 1989, S. 2.

nien. Darüber hinaus befasst sie sich mit kolonialistischen Diskursen in der britischen Literatur und Kultur früherer Jahrhunderte: Shakespeares *Tempest* als Drama der Kolonialisierung einer karibischen Insel und ihrer Einwohner, John Drydens Dramen aus dem 17. Jahrhundert als Frühformen orientalistischer Stereotypenbildung, die Kommerzialisierung der britischen Gesellschaft im 18. Jahrhundert, die Konsolidierung imperialistischer Ideologie in der britischen Kultur des 19. Jahrhunderts.

Schließlich befasst sich die Anglistik mit der durch den Zustrom von Einwanderern aus den ehemaligen britischen Kolonien seit Mitte des 20. Jahrhunderts bedingten Internationalisierung der britischen Kultur, von *fusion food* und Notting Hill Karneval über Reggae und andere Musikstile aus der Karibik zu den populären Bollywood Produktionen und der Literatur ethnischer Minoritäten, darunter so erfolgreiche und einflussreiche Autoren wie der aus Trinidad stammende Nobelpreisträger V.S. Naipaul oder die vielfach preisgekrönten Autoren Salman Rushdie und Zadie Smith mit indischem bzw. karibischem Hintergrund. Buchpreise wie der prestigeträchtige britische Booker-Preis reflektieren diese Internationalisierung der „englischen“ Literatur: 2009 wurde er der Engländerin Hilary Mantel zugesprochen, 2008 dem in Australien lebenden Inder Aravind Adiga, 2007 der Irin Anne Enright und 2006 der Inderin Kiran Desai, zuvor dem Kanadier Yann Martel, dem Südafrikaner J.M. Coetzee und dem Australier D.B.C. Pierre, um nur einige Beispiele zu nennen.

Die Postcolonial Studies sind während der letzten Dekade an den anglistischen Instituten der deutschen Universitäten institutionalisiert worden und bilden dort zur Zeit den am stärksten wachsenden Bereich. Kulturkontakte und transkulturelle Konzepte sind den Postcolonial Studies zentral; dass das Verhältnis zu Konzepten der Globalisierung intensiv diskutiert wird, kann daher nicht überraschen.² Dies ist spätestens seit dem *cultural turn* der

² Siehe hierzu z.B. die Beiträge in den beiden neueren Tagungsbänden der Gesellschaft für die neuen englischsprachigen Literaturen: *Global Fragments: (Dis)Orientation in the New World Order*, eds Anke Bartels und Dirk Wiemann (Amsterdam/New York:

Globalisierungsstudien in den späten 1990er Jahren der Fall, der den Fokus von wirtschaftspolitischen und sozialgeschichtlichen Erklärungsmodellen auf Fragen der Repräsentation und Deutungshoheit auf allen Ebenen ver-rückte und Globalisierung nicht länger als etwas Gegebenes, auf der alten Dichotomie von Zentrum und Peripherie Basierendes, sondern als einen Prozess der Aushandlung und Ausfechtung begriff, in dem der Imagination eine entscheidende Rolle zukommt – von Debatten über die Einsätze der UN-Friedenstruppen bis zu der Frage, in welcher Weise Menschen ihre Welt als globale erfahren und z.B. globale Einflüsse, wie nicht zuletzt die englische Sprache, appropriieren.³ Was Postcolonial Studies mit Globalisierungskonzepten teilen, sind zumindest zwei wichtige Gemeinsamkeiten: Erstens sind beide mit der Deutung transkultureller Phänomene befasst, also solcher Formen gesellschaftlicher und kultureller Organisation, die Ländergrenzen überschreiten; und zweitens sind beide um Erklärungsmodelle für kulturelle Verflechtungen (*cultural flows*) bemüht, die nicht länger auf den alten eurozentrischen Narrativen von Entwicklung und gesellschaftlichem Wandel beruhen, sondern den Austausch, die Zirkulation und Transformation kultureller Energien in den Blick nehmen.⁴

Die Bedeutung der Postcolonial Studies für Globalisierungskonzepte wird allgemein darin gesehen, dass die Postcolonial Studies in den 1990er Jahren bereits ein ausgefeiltes Instrumentarium zur Analyse solcher transkulturellen Ströme und Verflechtungen erarbeitet hatten, auf das Globalisierungsforscher zurückgreifen konnten und zurückgriffen. Dazu gehören etwa die kritische Debatte um die schon erwähnte Dichotomie von Zentrum und Peripherie, generell die Dezentralisierung und Pluralisierung der Weltdeutungen (z.B. Arjun Appadurai), die Analyse der Formierung kultureller Selbst- und Fremdbilder (z.B. Saids Orientalismustheorien), von

Rodopi, 2007), und: *Transcultural English Studies: Theories, Fictions, Realities*, eds Frank-Schulze-Engler und Sissy Helf (Amsterdam/New York: Rodopi, 2009).

³ Bartels und Wieman (eds): *Global Fragments*, xi; vgl. Bill Ashcroft: *The Emperor's New Clothes: Global (Dis)Affections*, in: *Postcolonial (Dis)Affections*, eds Walter Göbel und Saskia Schabio (Trier: WVT, 2007), 11.

⁴ Vgl. Simon Gikandi: *Globalization and the Claims of Postcoloniality*, *South Atlantic Quarterly* 3 (2002), 627-58, 627.

Prozessen der Kreolisierung oder Hybridisierung (Homi Bhabha, Robert Young), von „Third Space“ (Bhabha) oder „contact zones“ (Marie-Louise Pratt) als kulturell produktiver Orte jenseits nationaler oder ethnischer Zuordnungen, von Diasporas (James Clifford, Vijay Mishra) und „new ethnicities“ (Stuart Hall), von Mimikry oder von Prozessen kultureller Appropriation und Transformation. Dazu gehören nicht zuletzt auch der Blick auf die institutionellen Voraussetzungen – im Falle von Literatur etwa Verlagspolitik, Vermarktungsstrategien, Übersetzungen, Literaturpreise und Kanonisierung, siehe z.B. Graham Huggan – die entscheidenden Einfluß auf Teilhabe und Sichtbarkeit haben. Diesen Aspekt nehmen beispielsweise auch die Subaltern Studies (Gayatri Chakravorty Spivak) mit der kritischen Frage nach der Repräsentation nicht-hegemonialer Stimmen in den Blick; es ist ein Aspekt, der schließlich auch zu einer selbstkritischen Revision der Postcolonial Studies und ihres Einflusses auf die Wahrnehmung und Struktur ihrer Untersuchungsgegenstände geführt hat (Ajiz Ahmad, Arif Dirlik): Postcolonial Studies sind als neue Form hegemonialer Einflussnahme beschrieben worden, man übt Kritik an der Kanonisierung kritischer Positionen („the holy trinity“ Bhabha, Said, Spivak) oder befragt die Applikabilität von „First World Feminisms“ auf die Lebenssituation von „Third World Women“. Transkulturalität ist ein Spezifikum nicht allein der postkolonialen Kulturen oder, enger gefasst, der neuen englischsprachigen Literaturen; aber gerade weil Identitätsbildungsprozesse und Differenzzuschreibungen den neuen englischsprachigen Literaturen und Kulturen zentral sind, bilden diese nach gängiger Meinung ein hervorragend geeignetes Medium zur Erforschung transkultureller Dynamiken in unserer gegenwärtigen Lebenswelt und hat ihre Erforschung eine Vorreiterrolle für Studien zur Globalisierung.

Zwei Aspekten des Zusammenhangs von Postcolonial Studies und Globalität möchte ich mich im Folgenden widmen: erstens der Diskussion um den Zusammenhang von Globalisierung und (Neo)Imperialismus, und zweitens der Dialektik von Globalität und Lokalität. Globalisierung, im weitesten Sinne verstanden als ein Prozess, in dessen Folge das Leben von Individuen und lokalen Gemeinschaften durch weltweit operierende ökonomische

und kulturelle Kräfte beeinflusst werden,⁵ ist für die Postcolonial Studies deshalb ein wichtiges Phänomen und Thema, weil ihre Wurzeln im europäischen Imperialismus verortet werden. Darüber hinaus haben die Weisen, in der lokale Gemeinschaften globale Einflüsse transformieren und appropriieren, Ähnlichkeiten mit den historischen Formen des Umgangs kolonialisierter Gesellschaften mit imperialer Herrschaft. In beiden Fällen steht die Frage nach der Bewahrung gesellschaftlicher und kultureller Identität angesichts globaler Einflusskräfte bei ungleichen Machtverhältnissen auf dem Spiel.

Globalisierung, so wird argumentiert, vollzieht sich innerhalb von Machtstrukturen, die ein ökonomisches, politisches und kulturelles Vermächtnis des westlichen Imperialismus seit dem 16. Jahrhundert – im Zusammenspiel mit der Herausbildung der Moderne und des Kapitalismus – seien. Die Ablösung der einen Form durch die andere sei in der Periode rapider Dekolonisation nach dem zweiten Weltkrieg erfolgt, wobei den USA als neue politisch, wirtschaftlich und kulturell dominante Macht eine Schlüsselrolle zukommt, und zwar insbesondere in Bezug auf die Herausbildung und den weltweiten Export einer Massenkultur, die als eines der wesentlichen Merkmale gegenwärtiger Globalisierung betrachtet wird. In den Worten Stuart Halls: „This new kind of globalization is not English, it is American. In cultural terms, this new kind of globalization has to do with new forms of mass culture.“⁶ Die Diskussion um die Einschätzung dieser Entwicklung soll hier nicht referiert werden; in den Postcolonial Studies hat die Sicht auf Studien zur Globalisierung jedenfalls zunächst zu einem differenzierteren Verständnis von Imperialismus geführt, der nicht mehr als einseitige Machtausübung von einem Zentrum auf eine Peripherie betrachtet wird, sondern unter den Aspekten der Zirkulation und Transformation, die die Handlungsfähigkeit aller am Prozess Beteiligten berücksichtigt.

⁵ Siehe den Eintrag „globalization“, in *Post-Colonial Studies: The Key Concepts*, eds Bill Ashcroft, Gareth Griffiths und Helen Tiffin (London/New York: Routledge, 2007 [2000]), 110-115, 110.

⁶ „The local and the global: globalization and ethnicity“, in *Culture Globalization and the World System*, ed. A. King (London: Macmillan, 1991), 27.

In dieser gegenseitigen Schärfung der Konzepte und Ansätze scheint mir einer der fruchtbarsten Aspekte der Zusammenschau von Globalisierungsstudien und Postcolonial Studies zu liegen. Das zeigt sich auch im Bezug auf das Konzept der Nation: Sowohl Postcolonialism als auch Globalisierung transzendieren die Vorstellung der *Nation* und betreffen Ländergrenzen übergreifende, transnationale und transkulturelle Phänomene, ohne dabei die Nation als „imagined community“ (Benedict Anderson) vollständig verabschieden zu können – als historisch bedeutsamen Bezugspunkt in der Herausbildung internationalen Austauschs, internationaler Kooperation und internationaler Märkte, aber auch in ihrer weiterhin wichtigen Funktion als Bezugsrahmen der „Selbsterfindung“; ein Beispiel wäre die Selbsterfindung Südafrikas als *rainbow nation* zu den ersten demokratischen Wahlen 1994.

Tatsächlich ist argumentiert worden, dass der definitionsmächtige Westen das Konzept der Nation in dem Moment zu verabschieden begann, als die ehemaligen britischen Kolonien nach dem Zweiten Weltkrieg ihre Unabhängigkeit erlangten und sich als Nation neu erfinden mussten. Sicherlich besteht hier ein – fruchtbares und diskussionswürdiges – Spannungsverhältnis zu dem von Ulf Hannerz vorgetragenen und von manchen postcolonial critics favorisierten Modell einer globalen Ökumene (*global ecumene*), das die weltweiten (kulturellen) Verflechtungen jenseits territorialer Grenzen beschreibt („the interconnectedness of the world, by way of interactions, exchanges and related developments, affecting not least the organization of culture“).⁷

⁷ Ulf Hannerz, *Transnational Connections: Culture, People, Places* (London: Routledge, 1998), 7; siehe auch Frank Schulze-Engler, „From Postcolonial to Pre-global: Transnational Culture and the Resurgent Project of Modernity“, in *Towards a Transcultural Future: Literature and Society in a „Post“-Colonial World*, eds Geoffrey V. Davis, Peter H. Marsden, Bénédicte Ledent und Marc Delrez (Amsterdam/New York: Rodopi, 2004), 49-64, besonders 57.

Gerade aufgrund des dialektischen Verhältnisses von Globalität und Lokalität, das Roland Robertson in den Begriff „glocalization“ gefasst hat, erscheint mir die in den Literatur- bzw. Kulturwissenschaften neue Kategorie der „global fiction“, „cosmopolitan fiction“⁸ oder „world texts“ wenig ergiebig. Als „world texts“ hat Franco Moretti solche Texte beschrieben, deren Bezugsrahmen eine größere Einheit als der Nationalstaat bildet – ein Kontinent oder das Welt-System als Ganzes.⁹

Unter den genannten Titeln werden Autoren wie Salman Rushdie, Derek Walcott, Zadie Smith, Jamaica Kincaid, Michael Ondaatje oder V.S. Naipaul diskutiert. Jeder, der einmal Werke dieser Autoren unterrichtet hat, weiß, in welchem hohem Maße – bei aller transnationalen Qualität der Texte – kulturspezifisches Kontextwissen zu ihrem Verständnis vonnöten ist, häufig bereits ein Verständnis für die lokalen Ausprägungen des Englischen und die Adaptation bestimmter narrativer Strategien. Wenn eine Autorin wie Jamaica Kincaid in *A Small Place* (1988), wie viele karibische Autoren, das globale Phänomen des Massentourismus anprangert und ihren Landsleuten vorwirft, ihr Bildungsbedürfnis im Besuch der Hotelfachschule zu erschöpfen und sich ein zweites Mal versklaven zu lassen, dann tut sie dies präzise vor dem Hintergrund des historischen Ereignisses der Sklaverei auf ihrer Heimatinsel Antigua.

Die Texte von Salman Rushdie, als Inbegriff von Transkulturalität und ihr Autor als einer der Formulierer des Prinzips der Hybridität vielzitiert, sind dicht gespickt mit mühsam zu erschließenden kulturspezifischen Referenzen, abgesehen davon, dass Rushdie sein Englisch indisiert und seinen Nar-

⁸ Siehe beispielsweise die Studie von Katherine Stanton, *Cosmopolitan Fictions: Ethics, Politics, and Global Change in the Works of Kazuo Ishiguro, Michael Ondaatje, Jamaica Kincaid, and J.M. Coetzee* (New York/London: Routledge, 2006).

⁹ *Modern Epic: The World System from Goethe to García Márquez* (London: Verso, 1996). Siehe hierzu auch die kritische Diskussion bei Simon Gikandi, „Globalization and the Claims of Postcoloniality“, op.cit., sowie bei Tom Hickey und Anita Rupprecht unter dem Eintrag „Anti-globalisation Movements“ in *A Historical Companion*

rativen gerne die Geste der Oralität verleiht – und damit auch in Erinnerung ruft, dass wie das Englische auch der Roman als Form ein britischer Import in Indien ist.

Kulturspezifisch, die nicht zuletzt auch Fragen des Zugangs zum Literaturmarkt einschließt, bleibt daher ein hohes Gut in den Postcolonial Studies und muss auch bei komparatistischen Fragestellungen im Auge behalten werden. Auch Globalität wird nur in spezifischen lokalen Kontexten erfahren und im Rezeptionsprozess angeeignet und verwandelt. Es ist der je spezifische Prozess der Aneignung und Transformation – ganz offensichtlich in den vielen weltweiten Varietäten der englischen Sprache, der Globalität erst eine greifbare Form gibt, auf lokaler Ebene kulturelle Identität ausbildet und der befürchteten Homogenisierung als Folge der Globalisierung entgegensteht – in ganz ähnlicher Weise, wie etwa die in den Postcolonial Studies beschriebenen Strategien kolonialer Mimikry einst den Herrschaftsanspruch der Kolonialherren subversiv zu unterwandern wussten, die subjektive Handlungsmacht der Kolonialiserten garantierten und kulturell produktiv wirkten.

Abschließend sei auf die derzeit in den Postcolonial Studies geführte Diskussion verwiesen, ob es nicht zeitgemäßer sei, den Blick von vergangenen Formen der Kolonisierung stärker auf gegenwärtige Dynamiken der Globalisierung zu richten und damit möglicherweise auch das den Postcolonial Studies innewohnende Ethos der Dekolonisation und Befreiung, des Widerstandes und der Selbstermächtigung zu verabschieden oder ihm eine neue Richtung zu geben.¹⁰ Allein die zahlreichen Revisionen der Kolonialgeschichte in zeitgenössischen historischen Romanen aus der postkolonialen Welt machen deutlich, dass Gegenstand der Postcolonial Studies auch eine Form des kulturellen Erinnerns ist, dessen historische Perspektive nicht zu

to Postcolonial Literatures in English, eds Prem Poddar und David Johnson (Edinburgh: Edinburgh UP, 2005), 42.

verabschieden und womöglich in den *happy globalism* einer Alteritätsindustrie und Kommodifizierung kultureller Differenz und Marginalität überführt werden kann. Zugleich sind auch in Kontexten der Globalisierung die postkolonialen Projekte von Befreiung und Selbstermächtigung keineswegs notwendig Fremdkörper, sondern es ließen sich viele Beispiele anführen, in denen z.B. das Aufbrechen von häufig besonders für Frauen oder die indigene Bevölkerung restriktiven gesellschaftlichen Strukturen als Folge der Einwirkung globaler Kräfte eine für diese Bevölkerungsgruppen durchaus befreiende und sie ermächtigende Wirkung haben. Auch das Verhältnis zwischen Globalisierung und Postkolonialismus kann also als ein dialektisches und beiden vielfache Bezüge eröffnendes gesehen werden.¹¹ Einstweilen gilt die Definition von Ankie Hoogvelt, der zufolge das Adjektiv *postkolonial* die Vorstellung transportiert, dass die spezifischen gesellschaftlichen Strukturen unserer Zeit und Welt ein Resultat der Weisen sind, auf die die Vermächtnisse der Kolonisation mit den Kräften der Globalisierung interagieren und auf sie reagieren.¹²

¹⁰ Siehe die Übersicht und Stellungnahme bei Graham Huggan, „Postcolonialism, Globalization and the Rise of (Trans)cultural Studies“, in *Towards a Transcultural Future*, 27-35.

¹¹ Vgl. Simon During, „Postcolonialism and Globalization: A Dialectical Relation After All?“, *Postcolonial Studies* 1, 1 (1998), 31-47; eine eher kritische Einschätzung trifft Timothy Brennan, „From development to globalization: postcolonial studies and globalization theory“, in *The Cambridge Companion to Postcolonial Literary Studies*, ed. Neil Lazarus (Cambridge: CUP, 2004), 120-138.

¹² *Globalization and the Postcolonial World: The New Political Economy of Development* (Baltimore: John Hopkins UP, 1997), 240.

Dominik Geppert

Weltgeschichte und Global(isierungs)geschichte als Boombranchen der historischen Forschung

Der Titel dieses Beitrags enthält nicht die einzige, aber eine besonders ins Auge springende Antwort auf die Frage, welche Implikationen die Globalität für die Geschichtswissenschaft mit sich bringt. Weltgeschichte – mit etwas anderer Akzentsetzung auch Globalgeschichte genannt – ist gegenwärtig eine der am stärksten expandierenden Branchen der Geschichtswissenschaft – und zwar, wie es sich für einen solchen Ansatz gehört, nahezu weltweit: beginnend in den USA, inzwischen aber auch in Europa und in Teilen Asiens, insbesondere in Japan und China.¹

Der Boom schlägt sich zum Beispiel in der Gründung einschlägiger Fachzeitschriften nieder.² Es gibt eigene Fachvereinigungen, etwa die 1982 gegründete *World History Association* in den USA, oder lose Netzwerke, beispielsweise das 2002 ins Leben gerufene *European Network in Universal and Global History*. Tagungen zu globalgeschichtlichen Themen werden häufiger. Nicht nur in Deutschland registrieren die Experten auf diesem Forschungsfeld eine wachsende Bereitschaft junger Historiker, sich an

¹ Vgl. Patrick Manning, *Navigating World History. Historians Create a Global Past*, New York 2003; Raymond Grew, *Expanding Worlds of World History*, in: *Journal of Modern History* 78 (2006), S. 878-98.

² Vgl. das seit 1990 in den USA erscheinende *Journal of World History* oder dessen europäisches Gegenstück, das *Journal of Global History*, das seit 2006 existiert.

welthistorische Dissertations- oder Habilitationsprojekte zu wagen.³ In Leipzig gibt es sogar ein geistes- und sozialwissenschaftliches Graduiertenkolleg über „Bruchzonen der Globalisierung“. Und wer den akademischen Stellenmarkt im Fach Geschichte verfolgt, kann mittlerweile auch in Deutschland immer häufiger Professuren oder auch Mitarbeiterstellen finden, die für „außereuropäische Geschichte“ ausgelobt sind – oft, aber nicht immer, mit einer geografischen Spezifizierung versehen (insbesondere Lateinamerika, China und Südostasien).

Auf der Ebene der universitären Lehre schlägt sich der Trend in den USA schon seit einer Weile in *textbooks* nieder, oft einbändigen, meist bebilderten Weltgeschichten für den Gebrauch an Colleges und im BA-Studium.⁴ Die politische Funktion derartiger Studienbücher besteht darin, durch das Konzept der „Weltgeschichte“ politisch korrekt die frühere Beschäftigung mit „Western Civilization“ zu ersetzen und damit auf die Identitätspolitik ethnischer Minderheiten – und überhaupt auf die Verschiebungen im Kräfteverhältnis der verschiedenen ethnischen Gruppen in den USA weg von den *White Anglo Saxon Protestants* – zu reagieren.

In Deutschland gibt es Vergleichbares noch nicht. Aber auch bei uns greifen die Reihen der einschlägigen Studienbücher jetzt mitunter über die europäische Geschichte hinaus und beziehen außereuropäische Regionen mit ein.⁵ Zusätzlich gibt es einige erste Sammelbände mit einschlägigen Basis-

3 Vgl. etwa das Konstanzer Habilitationsprojekt von Bernd-Stefan Grewe: „Goldene Netze? Globale Dynamik und lokale Strukturen am Beispiel des Goldes im 20. Jahrhundert“. Auch die Bürgertumsforschung goes global, siehe z. B. „Ein Eldorado der Fleißigen, ein Zion der Gläubigen – Neues Bürgertum in Elberfeld um 1800 im globalen Kontext“ (Diss., Frankfurt Oder).

4 Einige Beispiele wären Richard W. Bulliet u. a., *The Earth and its Peoples. A Global History*, 2. Aufl. Boston/New York 2001; Peter N. Stearns u. a., *World Civilizations. The Global Experience*, 2 Bde., 4. Aufl. New York 2004; Robert L. Tignor u. a., *Worlds Together, Worlds Apart. A History of the Modern World. 1300 to the Present*, New York 2002.

5 Vgl. etwa Michael Mann, *Geschichte Südasiens. 1500 bis heute*, Darmstadt 2010 (in der WBG-Reihe *Geschichte Kompakt*).

texten und wegweisenden methodisch-theoretischen Beiträgen, die auch, aber nicht nur auf Studierende zielen, für die Respektabilität des Forschungsfeldes werben und die Akzeptanz von „Weltgeschichte“ bei „normalen“ Historikern erhöhen wollen.⁶ Die bemerkenswerte Expansion der Globalgeschichte in den vergangenen zwanzig Jahren ist zum Teil eine Renaissance, das heißt, sie kann an etablierte Traditionen anknüpfen. Sie setzt zum Teil aber auch neue, eigene Akzente und stellt insofern in mancher Hinsicht einen Aufbruch zu neuen Ufern dar, von dem noch nicht ganz klar ist, wohin er führen wird. Wenn man nach Vorläufern und Traditionen sucht, kann man bis zu Herodot (5. Jh. vor Chr.) oder Polybios (2. Jh. vor Chr.) zurückgehen, die beide jeweils die Geschichte der ihnen bekannten „Welt“ aus ihrem eigenen, griechischen Blickwinkel schrieben.⁷ In der Neuzeit verstanden sich die europäischen Universalgeschichten der Aufklärung als Geschichten der ganzen Menschheit, die von allen damals bekannten Gegenden der Welt zu handeln beanspruchten, wobei noch nicht – wie später etwa bei Hegel – eine Rangfolge oder ein Entwicklungsgesetz zwischen den verschiedenen „Zivilisationen“ unterstellt wurde. Jürgen Osterhammel hat das als China-Experte so formuliert: „Im 18. Jahrhundert verglich sich Europa mit Asien; im 19. hielt es sich für unvergleichlich.“⁸

Das 19. Jahrhundert bot lange Zeit keinen geeigneten Resonanzboden für neue weltgeschichtliche Anläufe. Denn es war auf der einen Seite ein Zeitalter weltweiter europäischer Dominanz und auf der anderen Seite eine Epoche, in der sich die Geschichtswissenschaft im Zeichen von Nationsbildung und Nationsbewusstsein institutionalisierte, universitär verankerte und entscheidend zur nationalen Sinngebung beitrug. Vielleicht ist das ein

6 Jürgen Osterhammel, *Weltgeschichte* (= *Basistexte Geschichte*, Bd. 4), Stuttgart 2008; Sebastian Conrad, Andreas Eckert, Ulrike Freitag (Hgg.), *Globalgeschichte. Theorien, Ansätze, Themen*, Frankfurt/New York 2007.

7 Im Folgenden stütze ich mich stark auf Sebastian Conrad, Andreas Eckert, *Globalgeschichte, Globalisierung, Multiple Modernen*, in: dies., Freitag (Hgg.), *Globalgeschichte*, S. 7-49.

8 Jürgen Osterhammel, *Geschichtswissenschaft jenseits des Nationalstaats*, S. 84; ders., *Die Entzauberung Asiens. Europa und die asiatischen Reiche im 18. Jahrhundert*, München 1998.

Grund, warum die zwei am stärksten beachteten weltgeschichtlichen Syntheseleistungen der letzten Jahre (von dem britischen Indienspezialisten Christopher Bayly und dem Konstanzer Historiker Jürgen Osterhammel, von Hause aus eine China-Experte) ausgerechnet das globale 19. Jahrhundert behandeln.⁹ Beide kann man als Versuche interpretieren, die Deutungsmuster der Nationalgeschichte und des europäischen Sonderwegs auf dem Feld herauszufordern, auf dem diese am tiefsten verwurzelt sind.

Ein intensiviertes Bewusstsein für globale Zusammenhänge brachte erst wieder die zunehmende weltpolitische und wirtschaftliche Verflechtung im Hochimperialismus Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts mit sich. In der historischen Zukunft jedoch blieben Vertreter einer erneuerten Universalgeschichte wie Karl Lamprecht mit seiner Suche nach positivistisch untermauerten weltgeschichtlichen Entwicklungsgesetzen Außenseiter.¹⁰ Ähnliches gilt für die großen Zivilisationsanalysen der Zwischenkriegszeit. Auch sie stammten zumeist von Außenseitern, zunächst etwa von Oswald Spengler und später (seit den 1930er Jahren) von Arnold Toynbee. Anders als im 19. Jahrhundert war – wie in der Aufklärung – wieder von Zivilisationen im Plural zu lesen, nicht länger von „der“ einen Zivilisation. Entwicklungsdenken und Fortschrittsgläubigkeit traten im Schatten der Katastrophe des Ersten Weltkriegs in den Hintergrund – Zweifel an der eindeutigen Überlegenheit der westlichen Kultur schienen auf. Das änderte sich nach 1945 im Zeichen des Kalten Krieges – nicht zuletzt unter dem Einfluss der Modernisierungstheorie. Die maßgeblich von amerikanischen Soziologen formulierte Modernisierungstheorie etablierte wieder ein einheitliches – nämlich „westliches“ – Fortschrittsmodell und eine klare Stufenfolge der

⁹ Christopher Bayly, *The Birth of the Modern World 1780-1914*, Oxford 2004; Jürgen Osterhammel, *Die Verwandlung der Welt*, München 2009.

¹⁰ Vgl. Roger Chickering, *Karl Lamprecht. A German Academic Life (1856-1915)*, Atlantic Highlands, NJ 1993.

historischen Entwicklung im Zuge zunehmender Differenzierung und Pluralisierung von Gesellschaften.¹¹

Von dieser Europazentrik (welche die USA sozusagen als historisch legitime Nachfolgerin Europas einschloss) setzen sich viele, wohl die meisten gegenwärtigen Theoretiker und Praktiker einer Globalgeschichtsschreibung ab. Der Versuch, Europa zu „provinzialisieren“, wie das der aus Indien stammende Historiker Dipesh Chakrabarty genannt hat¹², ist eines der entscheidenden Merkmale, um die aktuelle Globalgeschichtsschreibung von den skizzierten früheren Anläufen einer Universal- oder Weltgeschichte zu unterscheiden.¹³ Im Hintergrund steht die Erkenntnis, dass die eindeutige Überlegenheit Europas – militärisch, politisch, ökonomisch – über weite Strecken des 19. und am Beginn des 20. Jahrhunderts eher die historische Ausnahme und keineswegs das Ziel einer alternativlosen Entwicklung war. Das ist uns heute nach dem Ende dieser Überlegenheit klarer als noch vor einigen Jahren. Vorstellungen von asiatischer Passivität und unaufhaltsam fortschreitender europäischer Expansion haben sich überlebt. Denn aktuelle Entwicklungen in Politik und Wirtschaft scheinen eher vom Gegenteil geprägt zu sein: von europäischer Stagnation und dem Fortschritt von Ländern wie China oder Indien.

Eine zweite Besonderheit der aktuellen Entwicklung ist in der Entschlossenheit zu sehen, nationalgeschichtliche Perspektiven zu überwinden, eine Geschichte jenseits des Nationalstaates zu schreiben. Diese Tendenz ist in Deutschland, wo die Geschichtswissenschaft ideologisch und institutionell traditionsgemäß besonders eng an den Nationalstaat gekoppelt war, mögli-

11 Die einflussreichste historische Umsetzung dieses Deutungsmusters war lange Zeit William McNeill, *The Rise of the West. A History of the Human Community*, Chicago 1963.

12 Dipesh Chakrabarty, *Provincializing Europe. Postcoloniality and the Critique of History*, in: *Cultural Studies*, Bd. 6 (1992), S. 265-295.

13 William McNeill hat sich von der Europazentrik seines großen Werkes aus den 1960er Jahren distanziert und in späteren Auflagen den ursprünglichen eingängigen Obertitel „*The Rise of the West*“ weggelassen.

cherweise stärker ausgeprägt als in anderen Ländern, aber sie lässt sich auch anderswo beobachten. In dieser Hinsicht überschneidet sich die Globalgeschichte mit einer anderen gegenwärtigen Boombranche der Geschichtswissenschaft, der transnationalen Geschichte: Nicht-staatliche Akteure erscheinen besonders interessant; kulturelle Austauschprozesse, Migrationsbewegungen, das Leben von Gemeinschaften in der Diaspora finden verstärkt Beachtung.

Überhaupt ist die Betonung von Verflechtungen, Verschmelzungen und Überlappungen ein wichtiges – und damit drittes und letztes – Unterscheidungsmerkmal der aktuellen Globalgeschichte von früheren Versionen der Weltgeschichtsschreibung. „Hybridität“ lautet ein wichtiges Schlagwort. Wenn der überkommene Erzählmodus der Geschichtswissenschaft die Genealogie, die Entwicklungsgeschichte war, so wird dieser Modus in der Globalgeschichte oft durch ein aus der Computertechnologie entlehntes Denken in Netzwerken ersetzt. „Das unilineare Stammbaumdenken“, heißt es in einem der erwähnten Sammelbände, „in dem weder Platz für Rückkopplungen noch für Überlagerungen war, ist einem Denken in offenen Systemen gewichen, in dem Historiker es mit einer Vielzahl konkurrierender Geschichten zu tun haben und in dieser Vielstimmigkeit eine Tugend erkennen.“¹⁴

Zum Schluss seien kurz zwei Thesen umrissen, wo Schwierigkeiten, Inkonsistenzen, Dilemmata der skizzierten Globalgeschichte zu sehen sind. Die erste These betrifft die Erzählweisen der Globalgeschichte, die ja für Historiker stets eine besondere Bedeutung haben. Hier sehe ich noch keine wirklich befriedigenden Lösungen. Denn es ist das eine, das so genannte „Stammbaumdenken“, die Teleologie oder auch die Fortschrittsgläubigkeit der traditionellen Historiographie programmatisch zu verabschieden – und das andere, eine überzeugende Alternative zu finden. Am Beispiel der ein-

¹⁴ Conrad, Eckert, Globalgeschichte, S. 8.

gangs erwähnten beiden großen Synthesen zum globalen 19. Jahrhundert von Bayly und Osterhammel will ich die Schwierigkeit kurz illustrieren.

Bayly verfolgt in seiner Studie eine übergreifende These, die darauf hinausläuft, dass in einem langen 19. Jahrhundert seit den 1780er Jahren bis zum Ersten Weltkrieg die Welt zum einen einheitlicher, uniformer, geworden sei, dass zum anderen zugleich aber das Bewusstsein und das Zurschaustellen kultureller Unterschiede und Ungleichheiten zugenommen habe. Diese übergreifende These erlaubt ihm die Integration seines reichhaltigen Materials und bietet Möglichkeiten, pointiert Zäsuren zu setzen (beispielsweise um 1815 oder um 1890), die der Studie ein konzeptionelles Korsett geben. Zugleich handelt sich Bayly aber den Vorwurf ein, mit dem Konzept einer umfassenden „Globalisierung“, wie er sie versteht, letztlich nicht viel anderes als eine Neuauflage des Modernisierungsbegriffes inklusive Teleologie zu liefern.¹⁵

Osterhammel ist einen anderen Weg gegangen und hat sich jeder übergreifenden These konsequent verweigert. Seine „Verwandlung der Welt“ im 19. Jahrhundert erzählt keine durchgehende Geschichte und entfaltet keine übergreifenden Entwicklungslinien. Vielmehr umreißt sie verschiedene Großthemen, die aus Sicht des Autors typisch für das 19. Jahrhundert sind. Osterhammel bezweifelt explizit, „dass es mit den Erkenntnismitteln des Historikers möglich ist, die Dynamik einer Epoche in einem auf Ganzheitlichkeit zielenden Schema zu erfassen“.¹⁶

Aber ergibt die Addition verschiedener globaler Themen und Gesichtspunkte wirklich gleichsam automatisch eine Globalgeschichte, auch wenn ein den Rahmen setzender Leitgedanke fehlt und Wechselwirkungen zwischen den verschiedenen Themenblöcken nicht konsequent über den Zeit-

¹⁵ Vgl. etwa Jürgen Osterhammel, Baylys Moderne, in: Neue Politische Literatur 50 (2005), 1, S. 7-18.

¹⁶ Osterhammel, Verwandlung, S. 18.

verlauf verfolgt werden? Das erscheint zumindest diskussionswürdig. Und noch etwas wird deutlich: Selbst ein methodisch so reflektiert vorgehender Autor wie Osterhammel, der anders als Bayly bewusst auf das Adjektiv „modern“ im Titel seiner Studie verzichtet, kommt nicht von den Vorstellungen der Moderne, der Modernität, ja der Modernisierung bei der Kennzeichnung seines globalen 19. Jahrhunderts los – immer wieder schleichen sich entsprechende Wendungen gleichsam unter der Hand in den Text. Der Zusammenhang zwischen Globalität und Modernität verdient – vorsichtig formuliert – weiter die Aufmerksamkeit der Historiker.

Meine zweite These betrifft den Vorwurf des Eurozentrismus – und in gewisser Weise auch den Vorwurf der Staats- und Nationsfixiertheit der (insbesondere deutschen) Geschichtswissenschaft. „Eurozentrismus“ gilt vielen Globalhistorikern als schlimmer Vorwurf.¹⁷ Die „Sonderwegversion der Weltgeschichte“ (damit ist die These von der Europäisierung der Welt gemeint) sei wissenschaftlich weitgehend diskreditiert, heißt es in dem Band von Conrad, Eckert und Freitag.¹⁸ Mitunter aber ist Eurozentrismus – oder in erweiterter Form auch die Konzentration auf „den Westen“ – nicht so sehr etwas moralisch Verwerfliches, sondern ein begründbarer, vielleicht sogar notwendiger methodologischer Standpunkt. Die Geschichte der wirtschaftlichen Globalisierung etwa ist wenigstens für das 19. und über weite Strecken des 20. Jahrhunderts kaum zu verstehen, wenn man sie nicht als Geschichte eines Kapitalismus, einer Marktwirtschaft begreift, die in Europa geprägt wurde und von dort aus ihren Siegeszug antrat. Ähnliches gilt auch für die Kategorien von „Staat“ und „Nation“, die man nicht voreilig aus einer Globalgeschichte herausschreiben darf, nur weil sie traditionell eine wichtige Rolle in der Historiographie – zumal der deutschen Historiographie – gespielt haben. Gerade auch mit Blick auf die gegenwärtigen Entwicklungen finde ich die Überlegung viel spannender, dass Globalisierung und Nationalisierung keine Gegensätze sind, sondern einander bedin-

¹⁷ Sebastian Conrad, Shalini Randeria (Hg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt/New York 2002.

¹⁸ Conrad, Eckert, *Globalgeschichte*, S. 15.

gen und verstärken.¹⁹ Schließlich drängt sich der Eindruck auf, dass Perioden beschleunigter Globalisierung – etwa um die Wende vom 19. zum 20. oder vielleicht auch vom 20. zum 21. Jahrhundert – zugleich Phasen nachhaltiger Nationalisierung, sprich: geschärften Nationalbewusstseins und intensiverer Aktivität von Nationalstaaten sein können.

¹⁹ Das ist die These von Sebastian Conrad, *Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich*, München 2006; siehe auch Dominik Geppert, *Zwischen Nationalisierung und Internationalisierung. Europäische Auslandsberichterstattung um 1900*, in: Ute Daniel, Axel Schildt (Hgg.), *Massenmedien im Europa des 20. Jahrhunderts* (i. E.).

Caja Thimm

Die neuen Netzmedien - Global, ubiquitär, sozial

Die aktuellen Medienentwicklungen im Rahmen des Web2.0 oder „social media“, markiert durch Nutzungen wie den sozialen Netzwerken (u.a. Facebook, SchülerVZ, Twitter) oder Blogs (Schmidt 2008, Thimm 2008), leiten eine neue Phase globaler Medienvernetzung ein: Ereignisse werden nahezu in Echtzeit in der Weltöffentlichkeit bekannt, geografische Grenzen verlieren auch für den Einzelnen seine Beschränkung und Politik und Wirtschaft geraten in immer stärkere Abhängigkeit von den Netzmedien. Damit gehen vielfältige neue Problemstellungen einher, die sich mit den Stichworten Privatheit und Datenschutz, globale digitale Wirtschaft, Prosumer-Kulturen (Bruns 2007) oder digitale Spaltung (Norris 2001,) nur ansatzweise umreißen lassen.

I. Mediatisierter Alltag

Der Alltag eines großen Teils der Weltbevölkerung wird von einem fast allzeit und allorts verfügbaren, kaum zu kontrollierenden Medienangebot in einer Art und Weise bestimmt, die in der Geschichte medialer Entwicklungsprozesse einzigartig ist. Charakteristisch für diese Entwicklung sind Gleichzeitigkeit, räumliche Allgegenwärtigkeit, Dislokalität und Multimedialität. Digitale Mediennutzung ist kein exklusives Ereignis, sondern alltägliches Handeln. Die Jugendliche chattet mit dem Freund im ICQ, während sie gleichzeitig am Telefon mit der Freundin über die auf dem Bildschirm lesbaren Chattertexte kichert, die Hausaufgaben per E-Learning

erledigt und ein Musikstück downloaded. Singles aller Altersgruppen lernen neue Freunde oder sogar Lebenspartner im „single usenet“ kennen, Trauernde können auf einem „virtuellen Friedhof“ ihren Verstorbenen ein Denkmal setzen und bei einem Onlinepfarrer über ihre Sorgen „sprechen“. Der Familienvater mailt über das Fotohandy Bilder von Konsumgütern zwecks Begutachtung an die Familie und managt als Remote-Manager ein virtuelles Team, das über den Globus verstreut ist: Diese Momentaufnahmen charakterisieren aktuelle, reale Medienentwicklungen, die bereits heute zum Medienalltag von Millionen von Menschen gehören. Dass diese Form der Mediatisierung des Alltages als globales Phänomen anzusehen ist, ist heute unbestritten. Welche Folgen jedoch damit einhergehen, ist bisher nur in den ersten Ansätzen absehbar.

II. Globale Zugänge

Die zunehmende Durchdringung der Privathaushalte auf der ganzen Welt mit netzfähigen Endgeräten verweist darauf, dass wir einen neuen Entwicklungspunkt in unserer Mediennutzung erreicht haben (Thimm 2003). Netzmedien sind nicht mehr allein berufliches Werkzeug oder privates Kommunikationsmittel einer aktiven Gemeinde, sondern mehr und mehr ein allgegenwärtiger, uns sozusagen ständig umgebender Bestandteil unserer Umwelt. Örtliche Begrenzungen entfallen mehr und mehr, der lokale Rechner verliert an Bedeutung und die Bedürfnispalette der Nutzer erweitert sich Schritt für Schritt: Das, was leicht verfügbar ist, wird auch für Dienste genutzt, an die man vor einigen Jahren noch nicht einmal dachte. Die schnelle Ausbreitung des WLAN-Netzes lässt zudem den Schluss zu, dass bald an jedem beliebigen Ort Netzkommunikation möglich sein wird. Digitale Verortung durch GPS-Lokalisierungen ist heuet Standard für die modernen Smartphones. Damit ist die Netzkommunikation, als ein *global-ubiquitäres Phänomen* anzusehen, das Handlungsorientierungen und Handlungspraxen sowohl on- als auch offline beeinflusst und damit als ein Faktor gesamtgesellschaftlicher Wandelprozesse anzusehen ist.

Sieht man mediale Ubiquität in dieser Weise als einen bestimmenden Faktor der gesellschaftlichen Entwicklung an, so stellen sich sogleich Fragen nach den Folgen: Erweitern z. B. Menschen ihre Handlungsoptionen nur rein quantitativ oder auch qualitativ? Ist der Netzzugang und die daran geknüpfte Medienkompetenz nicht mehr vornehmlich als Qualifikationsmerkmal gesellschaftlicher Eliten zu postulieren, sondern vielmehr zu einer neuen gesellschaftlichen Kulturtechnik geworden, die dem Lesen und Schreiben gleichzustellen ist?

III. Globale Medienkulturen

Das 20. Jahrhundert war geprägt von einem offenbar unaufhaltsamen Miteinander von Medienevolution und Massenkultur, ähnliches darf auch für das 21. Jahrhundert prognostiziert werden. Medienevolutionen werden von Medienkulturen begleitet, die ihrerseits über Merkmale wie Wahrnehmungsweisen, Sinnstiftungsmuster oder auch Selbstdeutungen charakterisiert werden können. Medienkulturen enthalten aber nicht nur individuelle, sondern kollektive Einstellungen von langer Dauer, in die alltägliche Erfahrungen eingehen. Damit werden Medienkulturen eine relevante Einflussgröße für gesellschaftliche Prozesse in Bildung, Politik und Wirtschaft und manifestieren sich als Elemente der Kulturbildung in der Gesellschaft.

Dazu gehört der Befund, dass neue Medien nicht notwendigerweise neue Bedürfnisse schaffen, sondern vielmehr auf alten, man könnte auch sagen „urmenschlichen“ Grundbedürfnissen aufbauen. Das Angebot an Online-services ändert sich täglich, immer neue Foren, Börsen, Märkte finden sich auf den Millionen von Websites. Die Entwicklungen der letzten Jahre zeigen, dass zunehmend kommunikativ-soziale Funktionen auf die Netzkommunikation verlagert werden und damit ständig neue virtuelle Realitäten entstehen, die selbst als erzeugende Umwelten anzusehen sind.

IV. Digitale Sozialität

Soziale Online-Kommunikation bildet heute eines der zentralen Nutzungsmuster globaler Medienkommunikation. Dies zeigt sich u. a. an den Kommunikationspraxen: War vor einigen Jahren die Netznutzung noch maßgeblich auf den Arbeitsplatz konzentriert, so haben besonders die sozialen Netzwerke die Möglichkeiten der Kommunikation verändert. Aspekte der Sozialität waren und sind oft entscheidende Faktoren für den Erfolg technischer Entwicklungen.

Ein Meilenstein in der Mediatisierung der Gesellschaft ist der Wandel des Internets zum dynamisch-partizipativen Medium, dem als Web2.0 benannten Netzwerk aus „user-generated content“. Waren zu Beginn des Internetzeitalters dominant informationsrelevante Motive der Nutzer vorherrschend, so speist sich das digitale Netzwerk im Web2.0-Zeitalter maßgeblich aus sozial und kommunikativ bedingten Nutzungsmotiven und intensiv vernetzten sozialen Welten. Im Mittelpunkt stehen dabei interpersonale Kontakte und die aus diesen Kontakten resultierenden Netzwerke, die sich ihrerseits als digitale globale Gemeinschaften beschreiben lassen. Die Rolle des Internetnutzers vom passiven Rezipienten hin zum aktiven Produzenten verändert Inhalte und Nutzungsformen. Zentral für dieses Element der Mediatisierung ist das von Bruns (2008) etablierte Konzept des „producers“. Im Web2.0 werden Inhalte ständig neu verhandelt, Produktion und Nutzung bilden einen gemeinsamen Prozess, in dem sich Inhalte durch Interaktivität, Dezentralität und Dynamik ständig verändern. Damit einher gehen Fragen von Identität und Gruppenkohäsion. Die sozialen Netzwerke wie Facebook, StudiVZ oder Xing stellen eine soziale Komponente des Netzes heraus, die verschiedene Funktionen beim Nutzer erfüllen kann, so Identitäts-, Beziehungs- und Informationsmanagement. Hingegen stützen sich die Vertreter der Annahme eines negativen Zusammenhangs vor allem auf die Exklusions- und Fragmentierungsthese, nach welcher das Internet ein an sich isolierendes Medium ist und die Zeit online, die sonst mit sozialen Aktivitäten offline verbracht würde, sich weniger der sozialen Interak-

tion, sondern vielmehr der passiven Unterhaltung und des Medienkonsums wie Videoclips ansehen oder Musikhören, gewidmet sei und Vertrauen missbraucht würde. Die Fragmentierungsthese geht von einer Zersplitterung der Öffentlichkeit und von einem Auseinanderdriften der Bevölkerung aus, da diese Beteiligungsoptionen bisher nur von einer Minderheit aktiv genutzt werden (Fisch/Gscheidle 2008). Vielfältig wird auch auf die digitale Spaltung verwiesen, die zur Verstärkung globaler Ungleichheit führe (Norris 2001).

V. Textualisierung von Welt

Die digitalen Medien haben eine Qualität, die sie von bisherigen Medien abhebt. Die Codierung der dreidimensionalen Welt besteht lediglich aus Text und Zahlen bzw. aus Binärkode. Über einen „Text“ konstruiert der Computer eine Welt, die durch die Hilfsmittel der Technik in unserem Kopf Gestalt annimmt. Man kann folglich von einer „Textualisierung von Welt“ sprechen, wie wir sie bisher primär aus der Literatur kennen. Die Haltung, das Netz als umfassend oder als „Welttext“ zu konzeptionalisieren, wird häufig mit der Omnipräsenz und Ubiquität der Medien begründet.

Angesichts der kommenden Verschmelzung von Television und Telekommunikation, von Massenmedien, Publikationsorganen und Individualkommunikation zu einer *Unimediakultur*, einem einzigen riesigen Multimediaverbund, ist das Gigantische des digitalen Netzes nicht mehr zu verleugnen. Man kann also von der These ausgehen, dass die Ubiquität und immer weiter reichende Verfügbarkeit der Netzmedien auch zu neuen Formen der Integration kultureller Praxen führt, die die Erweiterung der Sinne und der Handlungsmöglichkeiten des Subjektes zur Folge hat. Damit stellt sich die Frage, inwieweit dies wiederum zu neuen kulturellen Praxen oder zu „Medienkulturen“ führt, die durch ihre virtuelle Umgebung definitorisch markiert sind.

Literaturhinweise

Bruns, A.(2008): Blogs, Wikipedia, Second Life, and Beyond: From Production to Prodsusage (Digital Formations). New York: Peter Lang.

Fisch, M./Gscheidle, C. (2008): Mitmachnetz Web 2.0: Rege Beteiligung nur in Communities. ARD/ZDF Onlinestudie 2008. In: *Media Perspektiven* 7/2008, S. 356-364.

Norris, P. (2001): Digital Divide? Civic Engagement, Information Poverty and the Internet Worldwide. Cambridge: University Press.

Schmidt, J. (2008): Das neue Netz. Merkmale, Praktiken und Folgen des Web 2.0. Konstanz: UKV.

Thimm, C. (Hrsg.) (2000): Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationskulturen im Internet. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Thimm, C. (2003): Privatheit und Öffentlichkeit im Spannungsfeld neuer Medienkulturen. In: Lenders, W. (Hrsg.): *Medien im Diskurs: Interdisziplinäre Perspektiven*. S. 51-68, Frankfurt/New York: Peter Lang.

Thimm, C. (2008): Technically mediated interpersonal communication. In: Antos, G/Ventula, E. (Hrsg.): *Handbook of Interpersonal Communication*. S. 331-354, Berlin: De Gruyter.

Markus Gabriel

Ontologie und Globalität

Gäbe man den Verlockungen eines nicht zuletzt von den eher zaghaften Kollegen meiner Zunft verbreiteten Gerüchtes nach, könnte man meinen, die Philosophie sei nicht mehr imstande, ihre Zeit in Gedanken zu erfassen. Diesen Anspruch hatte Hegel im neunzehnten Jahrhundert explizit erhoben und sich gewagt, eine komplexe, gar auf seine Zeit teleologisch zulaufende Geschichtsphilosophie zu entwickeln.¹ Niemand wird bezweifeln, dass Hegels Geschichtsphilosophie in vielen Punkten in die Irre geht und in einem äußerst problematischen Sinne ein Kind ihrer Zeit ist. Dies bleibt allerdings nicht nur keiner Geschichtsphilosophie, sondern keinem Denken überhaupt, auch nicht der methodisch strengen naturwissenschaftlichen Forschung erspart. Schließlich sprechen wir alle die Sprache unserer Zeit, sind wir alle eingebunden in Sozialisierungsprozesse und normgebende Praktiken, die allererst festlegen, was eine korrekte Äußerung ist und welchen Spielraum an Alternativen, d.h. an jeweiligen Anschlussmöglichkeiten den Mitgliedern einer Gemeinschaft eingeräumt werden kann. Es gibt mithin *prima facie* keinen prinzipiellen Einwand gegen den Anspruch, eine Logik in der Zeitgeschichte ausfindig machen zu wollen. Diese Logik muss natürlich den Ansprüchen der Philosophie der Gegenwart genügen und sich metho-

¹ „Das *was ist* zu begreifen, ist die Aufgabe der Philosophie, denn das, *was ist*, ist die Vernunft. Was das Individuum betrifft, so ist ohnehin jedes ein *Sohn seiner Zeit*; so ist auch die Philosophie, *ihre Zeit in Gedanken erfaßt*. Es ist ebenso töricht zu wännen, ir-gendeine Philosophie gehe über ihre gegenwärtige Welt hinaus, als, ein Individuum überspringe seine Zeit“ (Hegel, G. W. F.: *Grundlinien der Philosophie des Rechts*. Hamburg 1995, 16).

dologisch gegen mögliche relevante Alternativen ausweisen, was einer umfang-reicheren Publikation vorbehalten bleiben muss.²

Mein Beitrag hat zwei Teile. Zunächst (I.) werde ich in aller gebotenen Kürze vorstellen, was ich im vorliegenden Kontext unter „Ontologie“ verstehe. Anschließend (II.) werde ich die skizzierte Ontologie mit meinem Verständnis von Globalität abgleichen. Dabei werde ich die These aufstellen, dass der derzeitigen Phase der Globalisierung, die mit neuen *global players* aus der vormaligen zweiten oder gar dritten Liga und damit auch mit neuen Spielregeln zu rechnen hat, begrifflich eine Radikalisierung des Kontingenz-Gedankens zugrundeliegt. Kontingenz heißt „Anders-sein-Können“. Wer in einer dadurch asymmetrischen Relation Einsicht in die Kontingenz der Entscheidungen des Anderen erlangt, ist mächtiger als Andere, da der Beobachter von Kontingenz imstande ist, Alternativen einzublenden und damit einen größeren Handlungsspielraum zu erzeugen. Meines Erachtens ist international ein Wettbewerb um Kontingenzbeobachtung und damit um Macht entbrannt, von dem noch völlig unklar ist, wie er ausgehen wird, da kontingente Ereignisse den Wettbewerb beeinflussen und kein Beobachter alles vorhersehen und sich auf alles einstellen kann.

² Zur Verteidigung des Anspruchs, die Moderne auch nach der Postmoderne wieder zu *denken*, d.h. den Geschichtsbegriff trotz postmoderner Einwände wieder tragfähig zu machen vgl. neuerdings Hogrebe, W.: *Beuysianismus. Expressive Strukturen der Moderne*. Würzburg 2010.

I. Kontingenzontologie

Aristoteles, der gemeinhin als der Erfinder der Ontologie, zumindest des Ontologiebegriffs gehandelt wird, schreibt an einer berühmten Stelle:

„Es gibt eine Form der Untersuchung, die das Seiende als Seiendes und die diesem zukommenden Eigenschaften betrachtet.“³

Dieser Auskunft zufolge wäre Ontologie die Untersuchung des Seienden als Seienden. Die Untersuchung des Seienden als Seienden wird dabei explizit z.B. von der Untersuchung des Seienden als bewegtem, der Physik, dem Seienden als quantifizierbarem, der Mathematik usw. abgehoben. Mit anderen Worten unterscheidet sich die Ontologie von allen Regionalwissenschaften, indem sie, modern gesprochen, die Gegenstände ihrer Untersuchung nicht nur in einer bestimmten Hinsicht, sondern *als* Gegenstände betrachtet.

Was Aristoteles vorschwebte, lässt sich zeitgemäß folgendermaßen übersetzen: Es gibt offensichtlich eine Pluralität von Gegenstandsbereichen. So gibt es etwa den Gegenstandsbereich der Physik, das raum-zeitlich ausgedehnte Universum, den Gegenstandsbereich der Kunstwissenschaft, in dem etwa der abstrakte Expressionismus vorkommt usw. Die Einzelwissenschaften untersuchen mittels historisch gewachsener, erprobter und diskutierter Methoden jeweils einen oder einige Gegenstandsbereiche, um festzustellen, was in ihren Bereichen vorkommt und wie es beschaffen ist. In diese Untersuchungen mischt sich die Philosophie nicht mehr ein. Das ist ein Resultat der modernen Ausdifferenzierung der Wissenschaften. Allerdings untersucht allein die Philosophie den *Begriff* des Gegenstandsbereiches. D.h., die Beobachtung, dass es überhaupt Gegenstandsbereiche gibt und dass die Einzelwissenschaften diese untersuchen, gehört bereits in

³ *Metaphysik*, Γ 1, 1003a21f.

die Philosophie. Unter ‚Ontologie‘ verstehe ich nun die Untersuchung des Begriffs des Gegenstandsbereiches. *Ontologie ist also eine Theorie der Gegenstandsbereiche*. Sie untersucht etwas, was allen Gegenstandsbereichen gemeinsam ist, nämlich Gegenstandsbereich zu sein, und zwar, ohne dass es einer anderen Wissenschaft zukommen könnte, dies zu untersuchen.

Bei dieser Untersuchung stellt sich u.a. heraus, dass sich die metaphysischen Modalitäten, d.h. Notwendigkeit, Kontingenz, Wirklichkeit usw. mithilfe einer Theorie der Gegenstandsbereiche neu charakterisieren lassen. *Notwendigkeit* etwa ist demnach ein Zusammenhang von Elementen, der sich von dem Zusammenhang anderer Elemente unterscheidet, welcher nicht anders sein könnte. Damit Notwendigkeit oder Kontingenz konstatiert werden kann, muss bereits eine Entscheidung für einen bestimmten Gegenstandsbereich getroffen worden sein. Ohne eine solche Entscheidung könnten wir gar nichts thematisieren. Denn Gegenstände sind selbst nur so-und-so bestimmt, sind selbst nur irgendwie beschaffen, indem sie in einem Gegenstandsbereich vorkommen.

Dies lässt sich leicht anhand eines Beispielen illustrieren. Sehen Sie sich einen Stift an. Bezeichne ich ihn als Stift, so habe ich mich bereits für einen Gegenstandsbereich entschieden. Ich könnte mich auf „dasselbe“ Ding auch so beziehen, dass ich es im Gegenstandsbereich der Physik verortete. In diesem Fall wäre es kein Stift, sondern irgendeine Anhäufung von Partikeln, Wellen oder was auch immer die beste Theorie über diese Raum-Zeit-Stelle hier uns zu sagen hätte. Wäre der Stift Bestandteil einer artistischen Performance, so wäre dieses Ding wiederum etwas Anderes, nämlich Teil eines Kunstwerkes, das man irgendwie nach etablierten Regeln deuten müsste, um der Performance Sinn abzugewinnen. Unabhängig von irgendeiner Entscheidung für einen Gegenstandsbereich könnte man jedenfalls gar nichts über dieses Ding ausmachen, es wäre gar kein Ding für uns, da es nicht irgendwie wäre.

Gegenstände, Dinge, gibt es nur in Gegenstandsbereichen und diese sind Ausdruck von begrifflichen Entscheidungen. Die Ontologie expliziert nun diese Entscheidungen als solche, ohne sich deswegen ihrerseits für oder wider sie zu entscheiden. Dabei entdeckt sie, dass alle Notwendigkeit kontingent ist, indem sie nur dann konstatierbar ist, wenn Entscheidungen getroffen wurden, die auch anders hätten ausfallen können. Mit anderen Worten steht jede Behauptung, die von etwas Notwendigem berichtet, selbst in einem Horizont der Kontingenz.

II. Ontologie und Globalität

Einem einseitigen Verständnis von Globalisierung zufolge läuft diese im Wesentlichen darauf hinaus, dass sich die Pluralität von Gegenstandsbereichen zu einem einzelnen, von kapitalistischen oder gar imperialistischen Interessen gesteuerten, hegemonialen Gegenstandsbereich (einem Imperium) zuspitzt. Nun ist es allerdings so, dass es gar keinen allumfassenden Gegenstandsbereich, etwa einen ausschließlich vom Okzident kontrollierten Weltmarkt geben könnte, der kein Jenseits seiner selbst mehr kennt.⁴ Dafür lässt sich ontologisch in aller Kürze folgendermaßen argumentieren. „Existenz“ bzw. „dass es etwas gibt“ ist keine Eigenschaft von Gegenständen. Eigenschaften von Gegenständen unterscheiden diese nämlich von anderen Gegenständen. Nun käme Existenz aber allen Gegenständen zu, da es nichts gibt, was es nicht gibt. Folglich muss Existenz etwas Anderes als eine Eigenschaft von Gegenständen bezeichnen.⁵ Ohne dies hier im Einzelnen herleiten zu können, verstehe ich unter Existenz die Eigenschaft von Gegenstandsbereichen, dass etwas in ihnen erscheint. Zu sagen, dass es Städte oder Mondkrater gibt, bedeutet demnach zu behaupten, dass etwa

⁴ Zu dieser Diagnose vgl. auch Hardt, M./Negri, A.: Empire. Globalization as a New Roman Order, Awaiting its Early Christians. Cambridge 2000.

⁵ Genaugenommen gilt dies nur deswegen, weil Eigenschaften von Gegenständen dazu dienen, angeführt zu werden, um Gegenstände innerhalb der Welt voneinander zu unterscheiden. Ansonsten könnte man sagen, daß „Existenz“ eine Eigenschaft wäre, die Dingen zukommt, die existieren, und die sie von Dingen unterscheidet, die nicht existieren.

der Gegenstandsbereich „Stadtsoziologie“ nicht leer ist, dass also etwas in ihm erscheint. Gäbe es nun nur einen einzigen allumfassenden Gegenstandsbereich, so könnte dieser in keinem anderen Gegenstandsbereich vorkommen. Folglich könnte man auch nicht sagen, dass der einzige allumfassende Gegenstandsbereich existiert, da es eben keinen Gegenstandsbereich gibt, in dem er vorkommt. Demnach gibt es überhaupt nur irgendetwas, wenn es mehrere Gegenstandsbereiche gibt. Gäbe es nämlich nur einen einzigen Gegenstandsbereich, so käme dieser in keinem Gegenstandsbereich vor, so dass er auch nicht existieren könnte. Wenn es überhaupt etwas gibt, d.h. wenn etwas in einem Gegenstandsbereich vorkommt, dann muss es mehrere Gegenstandsbereiche geben.

Die in meinen Augen entscheidende, sich schrittweise seit dem 16. Jahrhundert vertiefende Einsicht der Moderne besagt, dass es keine schlechthin notwendige Entität gibt.⁶ Allmählich setzt sich die Erkenntnis durch, dass die Modalität der Notwendigkeit derjenigen der Kontingenz zuletzt weichen muss. Diese Einsicht entspricht dem Prozess der Globalisierung, der mit den portugiesischen und spanischen Entdeckungsreisen begonnen hat.⁷ Die moderne Globalisierung geht von ihrem geschichtlichen Beginn an mit einem wachsenden Kontingenz-Bewusstsein einher, da sie von einer Begegnung mit Anders-Seiendem, mit fremden ungeahnten Kontinenten, anderen religiösen Praktiken und Mythologien, mithin anderen Möglichkeiten bestimmt wird, die Welt zu sehen.

Aristoteles, der als erster einen expliziten Kontingenzbegriff entwickelt hat, definiert Kontingenz (to endechomenon) als „dasjenige, was sich anders verhalten könnte.“⁸ Kontingenz bezeichnet demnach die Modalität eines Sachverhalts, namentlich sein Anders-Sein-Können. Die diskursive Bestimmtheit von Sachverhalten, d.h., dass sie für uns irgendwie sind, rührt

⁶ Vgl. dazu Meillassoux, Q.: *Après la finitude: Essai sur la nécessité de la contingence.* Paris 2006.

⁷ Vgl. Sloterdijk, P.: *Im Weltinnenraum des Kapitals. Für eine philosophische Theorie der Globalisierung.* Frankfurt/Main 2005.

daher, dass wir sie auf eine bestimmte, niemals alternativenlose Weise in den Horizont unserer Aufmerksamkeit einblenden. Die Einstellung des begrifflichen Einfallswinkels, d.h. die logische Form unserer jeweiligen Bezugnahme auf Gegenstände, legt fest, als was sie uns begegnen können. Sobald ein Einfallswinkel eingestellt ist, begegnen bestimmte Dinge und Sachverhalte dergestalt, dass einige Sachverhalte für notwendig, andere für kontingent ausgegeben werden können. Doch selbst wenn man Notwendigkeit konstatiert, indem man etwa behauptet, dass $1+1$ notwendig $=2$ ist, bleibt die Einstellung, in der wir dies behaupten, von Kontingenz umstellt. Im Falle simpler arithmetischer und geometrischer Wahrheiten etwa blenden wir die physikalische Welt aus. Im Universum gibt es keine geometrischen Punkte, wenn wir einen Tropfen Wasser zu einem Tropfen Wasser hinzufügen, erhalten wir nicht zwei, sondern einen Tropfen Wasser.⁹ Von solchen Umständen muss gerade abstrahiert werden, will man etwa den Sinn von Addition erfassen. Diese Abstraktion gehört ihrerseits keineswegs in die Arithmetik. Es ist kein arithmetisches Theorem, dass arithmetische Theoreme irgendwie nicht umstandslos auf Wassertropfen anwendbar sind, ebenso wenig wie es ein arithmetisches Theorem ist, dass die Arithmetik sich vom „great barrier reef“ unterscheidet. Cornelius Castoriadis, ein wichtiger, in Deutschland bisher nur beiläufig von Habermas, Waldenfels und Tugendhat gewürdigter Theoretiker, konstatiert in seiner Logik deswegen zu Recht, dass „die Aktivität des Formalisierens selbst nicht formalisierbar ist (the activity of formalization is itself not formalizable).“¹⁰

Alle notwendigen Sachverhalte sind deswegen immer schon an höherstufige Kontingenz geknüpft: Die Aktivität, Notwendigkeit zu konstatieren, ist selbst niemals in derselben Weise notwendig, wie die konstatierte Notwendigkeit. Vielmehr ließe sich grundsätzlich alles auch anders einblenden –

⁸ Vgl. etwa *Ethica Nicomachea*, 1139a8ff.

⁹ Vgl. dazu auch die Skizze von Castoriadis, C.: „Sur la relativité de la logique“, in: Ders.: *Histoire et Création. Textes philosophiques inédits (1945-1967)*, Paris 2009, 34-39.

¹⁰ Castoriadis, C.: „The Logic of Magmas and the Question of Autonomy“, in: *The Castoriadis Reader*. Translated and Edited by David Ames Curtis, Oxford 1997, 290-318, hier: 300.

wenn das natürlich auch nie den tatsächlichen Möglichkeiten unserer geschichtlichen Gegenwart entspricht.¹¹ Da ohne eine Pluralität von Gegenstandsbereichen nichts existiert, diese Pluralität aber nur als Pluralität von Diskursen existiert, gibt es Notwendigkeit immer nur in einem selbst nicht notwendigen Rahmen. Anders gewendet ist alle Notwendigkeit eine nachträgliche: Sie verdankt sich einer Retrojektion im Medium der Pluralität von Diskursen. Sobald die Retrojektion stattgefunden hat, eröffnet sich die Möglichkeit, dass sie wahr sein könnte. Ist sie wahr, gibt es notwendige Sachverhalte, doch stets nur in einem selbst nicht notwendigen, sondern kontingenten Medium.

Diese ontologischen Einsichten entsprechen der neuen Form von Globalität, die sich m.E. seit 1989 ausbildet. Diese besteht im Aufkommen verschiedener Globalisierungsprojekte, die gerade keine absolute Hegemonie mehr erlauben oder anstreben. Vielmehr beobachten wir nun einen Ausgleich, der mit dem ungeahnten Wachstums Asiens, insbesondere natürlich dem ökonomischen Boom Chinas einhergeht. Plötzlich gibt es alternative Globalisierungen, die keinem einheitlichen Muster mehr folgen. Eine Ontologie der Globalität versucht, diese welthistorischen Phänomene begrifflich abzubilden, wobei sie sich gleichzeitig als durch ihre eigene Zeit bestimmt wissen muss.

Obwohl Ontologie traditionell im Verdacht steht, ein universales metaphysisches Muster für alles partikulär Existierende bereitstellen zu wollen, ist die hier vorgeschlagene Ontologie von diesem Verdacht freizusprechen. Denn sie versteht sich selbst als eine kontingente Retrojektion, als zeitgebundener Ausdruck der Zeit, als Darstellung, die auch anders ausfallen könnte, die ihre Gestalt aber mit guten Gründen annimmt und verteidigt.

¹¹ Deswegen muss man Kontingenz auch von Arbitrarität unterscheiden. Selbst wenn ein Sachverhalt auch anders möglich ist, bedeutet dies keineswegs, dass es der Willkür anheimgestellt ist, sein Bestehen im Unterschied zu seinem Nichtbestehen zu behaupten.

Der Philosophie wird damit zugleich sowohl ihre klassische Stellung als umfassende Wissenschaft gesichert als auch ihr Anspruch dahingehend eingegrenzt, dass sie mit den Regionalwissenschaften kooperieren muss, um die Welt zu verstehen. Philosophie und Einzelwissenschaften bedürfen einander. Die Einzelwissenschaften bedürfen der Philosophie, weil diese allein den Begriff des Gegenstandsbereiches untersucht und damit eine unvertretbare Perspektive auf das Weltgeschehen einnimmt, und die Philosophie bedarf umgekehrt der Einzelwissenschaften, um sich an deren Material zu erproben. Um eine fruchtbare interdisziplinäre Debatte zu führen, darf deshalb kein Gegenstandsbereichsspezifischer Gestus versuchen, sich als die allumfassende Einheit aufzuspielen, weder die sogenannten Natur- noch die sogenannten Geisteswissenschaften. Denn sie untersuchen alle die Welt, wenn auch jeweils in einem unübersetzbar anderen begrifflichen Medium. Damit aus der Pluralität der Zugangsweisen kein sinnloser und unbegründeter Konkurrenzkampf wird, bedarf es des Philosophen, der versucht, aus den vielen Stimmen ein Konzert zu machen.

Dass dies alles viel komplizierter ist, als ich in einem kurzen Beitrag harmonisierend andeuten kann, versteht sich von selbst. Dennoch muss es wieder erlaubt sein, sich mit programmatischen Äußerungen so weit aus dem Fenster zu lehnen, dass man sichtbar wird.

Konrad Klaus

Die Entwicklung der Indologie im Zeitalter der Globalität

Um das Ausmaß und die Tragweite der gegenwärtigen zum Phänomen der Globalität in Bezug zu setzenden Veränderungen der Lehr- und Forschungsinhalte des Faches Indologie richtig einschätzen zu können, ist es notwendig, sich zunächst noch einmal die Geschichte der Indologie zu vergegenwärtigen. Deren Beginn lässt sich mit einigem Recht auf das Jahr 1498 datieren, insofern die in diesem Jahr erfolgte Entdeckung des Seewegs von Europa nach Indien durch Vasco da Gama nicht nur den Beginn europäischer Expansion in Asien markiert, sondern in den darauf folgenden Jahrhunderten auch zu einer intensiven europäischen Beschäftigung mit indischen Sprachen und indischer Kultur geführt hat, die dann schließlich zu Beginn des 19. Jh.s in die Etablierung der Indologie als akademischer Fachdisziplin in Europa mündete.¹

Dabei galt das Interesse Vasco da Gamas und seiner Zeitgenossen keineswegs den Zeugnissen indischer Weisheit. Vielmehr verdankte sich die Ausrüstung der portugiesischen Indien-Expeditionen in allererster Linie dem europäischen Interesse am Gewürzhandel und im weiteren dann auch dem Wunsch, die christliche Botschaft unter den indischen Heiden zu verkünden. Zunächst waren es von daher Missionare im Gefolge der portugiesischen Eroberer und Gewürzhändler, die sich mehr oder weniger intensiv um die Erlernung indischer Sprachen und um das Verständnis indischen Denkens bemühten. Allerdings taten sie dies nicht aus einem wirklichen,

¹ Heidrun Brückner u.a. (Hrsgg.), *Indienforschung im Zeitenwandel. Analysen und Dokumente zur Indologie und Religionswissenschaft in Tübingen*, Tübingen 2003, S. 2.

genuinen Interesse an diesen Dingen, sondern um sich den indischen Heiden besser verständlich machen zu können. Es ging ihnen darum, denjenigen, die angesprochen und belehrt werden sollten, möglichst weit entgegenkommen zu können, den Inhalt der Mitteilung, die christliche frohe Botschaft, von allen unnötigen Belastungen zu befreien und so leichter annehmbar zu machen.²

Im 17. Jh. wurden dann mehrere europäische Handelsgesellschaften in Indien aktiv, unter denen im Verlauf des 18. Jh.s vor allem die britische zunehmend an Bedeutung gewann. Infolge ihrer allmählichen Wandlung von Händlern zu Kolonialherren ergab sich für die Briten die Notwendigkeit, sich auch mit den indischen Sprachen und der indischen Kultur zu beschäftigen, zunächst aus ganz praktischen Gründen, um nämlich in den von ihnen direkt kontrollierten Gebieten ein Herrschaftssystem aufbauen und geeignete administrative Maßnahmen ergreifen zu können.³ Allerdings weckten die im Zuge dieses Unternehmens zu Tage geförderten Schätze der indischen Geistesgeschichte dann doch auch zumindest bei einigen britischen Kolonialbeamten wissenschaftliche Neugier. Diese sog. „Orientalisten“, die mit einer gewissen Hochachtung vor der indischen Tradition und in Zusammenarbeit mit einheimischen indischen Gelehrten erstmals Werke der altindischen Literatur im Original publizierten und ins Englische übersetzten, dürfen als unmittelbare Vorläufer der Indologie in Europa gelten. Für einige Zeit gelang es ihnen sogar, den Kolonialdiskurs in England zu prägen, doch setzten sich schließlich in den 1830er Jahren die „Anglizisten“, die von der Überlegenheit europäischer, insbesondere briti-

² Vgl. Wilhelm Halbfass, *Indien und Europa. Perspektiven ihrer geistigen Begegnung*, Basel [u.a.] 1981, S. 52-69.

³ Vgl. z.B. Anil Bhatti, *Zum Verhältnis von Sprache, Übersetzung und Kolonialismus am Beispiel Indiens*. In: Horst Turk, Anil Bhatti (Hrsgg.), *Kulturelle Identität. Deutsch-indische Kulturkontakte in Literatur, Religion und Politik*, Berlin 1997, S. 3-19.

scher Zivilisation überzeugt waren, endgültig gegen sie durch, ein Umstand, der für die Verwaltung Indiens gravierende Folgen hatte.⁴

Auch in Deutschland stießen die von den britischen Orientalisten erschlossenen Werke der altindischen Literatur auf reges Interesse, so beispielsweise das von Kālidāsa im 5. Jh. n. Chr. verfasste Schauspiel *Abhijnanasakuntala*, das die Geistesgrößen der damaligen Zeit, Herder, Schiller, Goethe und viele andere, durch die 1790 erschienene annotierte deutsche Sekundärübersetzung Georg Forsters kennenlernten. Bei der Etablierung der Indologie als akademischer Disziplin an deutschen Universitäten haben dann insbesondere die Gebrüder Schlegel eine wichtige Rolle gespielt. Dabei beschränkt sich der Beitrag Friedrich Schlegels auf die Abfassung der in Heidelberg 1808 erschienenen programmatischen Schrift *Ueber die Sprache und Weisheit der Indier*, in der er die Forderung nach einer intensiven Beschäftigung mit der Sanskritsprache und -literatur mit der Aussicht auf eine zweite Renaissance in Europa rechtfertigt. So heißt es in der Vorrede des Buches⁵:

Möchte das indische Studium nur einige solche Anbauer und Begünstigter finden, wie deren Italien und Deutschland im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert für das griechische Studium so manche sich plötzlich erheben und in kurzer Zeit so Großes leisten sah; indem durch die wiedererweckte Kenntnis des Altertums schnell die Gestalt der Wissenschaften, ja man kann wohl sagen der Welt, verändert und verjüngt ward. Nicht weniger groß und allgemein, wir wagen es zu behaupten, würde auch jetzt die Wirkung des indischen Studiums sein, wenn es mit eben der Kraft ergriffen, und in den Kreis der europäischen Kenntnisse eingeführt würde. Und warum sollte es nicht?

Friedrichs älterer Bruder August Wilhelm war ebenfalls ein entschiedener Kritiker der westlichen Kultur des Aufklärungszeitalters, auch er wandte sich wiederholt gegen „das Nützlichkeitsdenken, den Pragmatismus, den ganz aufs Ökonomische und die «Beförderung des bürgerlichen Wohls»

⁴ Vgl. Halbfass (wie in Anm. 2), S. 77-80 und 84f.; ferner Ernst Windisch, *Geschichte der Sanskrit-Philologie und indischen Altertumskunde*, 1. Teil, Strassburg 1917, insbesondere S. 22-55.

⁵ Zitiert nach Brückner u.a. (wie in Anm. 1), S. 5.

gerichteten Geist“ des damaligen Europa und erwartete von der Erschließung der indischen Quellen den Anstoß zu einer gründlichen Neubesinnung und Regeneration,⁶ jedoch tritt bei ihm daneben deutlich die Überzeugung hervor, dass sich die Überlegenheit deutscher Wissenschaft auch auf diesem neuen Forschungsgebiet erweisen werde, ja, dass es unter den Europäern ob ihres Fleißes und Tiefsinns gerade den Deutschen beschieden sei, der gebildeten Welt die geistigen Schätze Indiens zu erschließen. U.a. von daher ist zu verstehen, dass er sich bereits 1819, d.h. ein Jahr, nachdem er den Ruf auf eine Professur für Literaturwissenschaft und Kunstgeschichte an die Universität Bonn angenommen hatte, von seinem Dienstherrn, dem Fürsten von Hardenberg, die Umwidmung eben dieser Professur in eine solche für das Studium des Sanskrit und der indischen Literatur genehmigen ließ und danach alles tat, um dieses Studium, wie er selbst sagte, „in Deutschland auf eine gründliche Art einheimisch zu machen.“⁷

Einen einflussreichen Verbündeten bei diesem Unternehmen fand Schlegel in Wilhelm von Humboldt, für den wiederum der entscheidende Sinn der Beschäftigung mit der fremden indischen Welt in ihrer Bildungsbedeutung liegt.⁸ Wahres Erkennen geht für Humboldt bekanntlich über ein bloßes, den Erkennenden selbst gleichgültig lassendes Erklären hinaus. „Es zielt nicht allein auf die Ermittlung von Sachverhalten, die Fixierung von Resultaten, die Generierung neuen Wissens, sondern wendet sich auf den Erkennenden selbst zurück und löst in ihm ein Spiel der Kräfte aus, das zur Ausprägung und Erweiterung des Selbst und damit zur Darstellung des erkennenden Individuums in seiner Eigentümlichkeit beiträgt.“⁹ Und eben

⁶ Vgl. Halbfass (wie in Anm. 2), S. 100f. (Zitat auf S. 100).

⁷ Vgl. Anil Bhatti, August Wilhelm Schlegels Indienrezeption und der Kolonialismus. In: Jürgen Lehmann u.a. (Hrsgg.), *Konflikt – Grenze – Dialog. Kulturkontrastive und interdisziplinäre Textzugänge*. Festschrift für Horst Turk zum 60. Geburtstag, Frankfurt am Main [u.a.] 1997, S. 185-205.

⁸ Vgl. zum Folgenden Clemens Menze, *Das indische Altertum in der Sicht Wilhelm von Humboldts und Hegels*. In: Annemarie Gethmann-Siefert, Otto Pöggeler (Hrsgg.), *Welt und Wirkung in Hegels Ästhetik*, Bonn 1986 (Hegel-Studien, Beiheft 27), S. 245-294.

⁹ Menze (wie in Anm. 8), S. 263.

der Auslösung eines solchen Spiels der Kräfte und der damit voranschreitenden Bereicherung des Selbst dient nach Humboldt die geistige Auseinandersetzung mit dem indischen Denken in vorzüglicher Weise. Noch heute wird jedem Indologen warm ums Herz, wenn er die Worte liest, mit denen Humboldt 1828 Friedrich von Gentz, dem damaligen Berater des Fürsten von Metternich, in einem Brief sein Glücksempfinden bei der Lektüre der *Bhagavadgita* beschreibt:¹⁰

Ich las das indische Gedicht zum ersten Mal in Schlesien auf dem Lande, und mein beständiges Gefühl dabei war Dank gegen das Geschick, dass es mich haben lassen, dies Werk noch kennen zu lernen. Es ist mir ein Beispiel gewesen, wie, wenn man alles für ganz abgeschlossen hält, und nun meint, man könne, ohne Gefahr etwas mehr zu versäumen, abgehen, sich doch noch eine Erscheinung darstellen kann, die man um alles nicht hätte ungekannt zurücklassen mögen.

Es wäre schon sehr verwunderlich, wenn das überschwängliche Ja zum alten Indien, wie wir es bei den Gebrüdern Schlegel und bei Wilhelm von Humboldt finden, nicht ein entschiedenes Nein provoziert hätte. Ein solches kam in diesem Fall von G.W.F. Hegel, der der Auseinandersetzung mit dem indischen Denken jeglichen Nutzen absprach.¹¹ In Hegels geschichtlich-philosophischem Schema ist Indien, ist der Orient insgesamt seinem Wesen nach „Anfang, Einleitung, Eröffnung erst später im Abendland wahrgenommener Möglichkeiten. ... Verglichen mit Europa ist Indien statisch, ist es ohne die dem Westen eigentümliche Dynamik geschichtlichen Fortschreitens, sowohl in seiner allgemeinen Entwicklung wie auch insbesondere in seiner Philosophie. Diejenigen Kräfte und Spannungen, die das europäische Denken von seinen griechischen Anfängen her zur Entfaltung der Idee des Subjekts und der konkreten Autonomie des Individuums, zum Geist der französischen Revolution treiben, gibt es in Indien nicht.“¹² Vielmehr ist, meint Hegel, das ganze Leben und Vorstellen der Inder

¹⁰ Zitiert nach Menze (wie in Anm. 8), S. 261.

¹¹ Vgl. Halbfass (wie in Anm. 2), S. 104-121; Menze (wie in Anm. 8), S. 271-284.

¹² Halbfass (wie in Anm. 2), S. 109.

nur ein Aberglauben, weil Alles bei ihnen Träumerei und Sklaverei derselben ist. Die Vernichtung, Wegwerfung aller Vernunft, Moralität und Subjectivität kann nur zu einem positiven Gefühle und Bewußtseyn ihrer selbst kommen, indem sie maaßlos in wilder Einbildungskraft ausschweift, darin als ein wüster Geist keine Ruhe findet und sich nicht fassen kann, aber nur auf diese Weise Genüsse findet; – wie ein an Körper und Geist ganz heruntergekommener Mensch seine Existenz verdumpft und unleidlich findet, und nur durch Opium sich eine träumende Welt und ein Glück des Wahnsinns verschafft.¹³

Die weitere Konsolidierung der Indologie in Deutschland und Europa haben Hegels Tiraden nicht zu verhindern vermocht. August Wilhelm Schlegel in Bonn und der auf Betreiben Humboldts als Sanskritprofessor an die Berliner Universität berufene Linguist Franz Bopp bildeten eine Reihe hervorragender Sanskritisten und Indienforscher aus, mit denen dann die in den folgenden Jahren z.B. in Breslau, Göttingen und Leipzig neu eingerichteten Lehrstühle für Sanskrit bzw. „Orientalische Sprachen“ besetzt wurden. Hatte Schlegel 1819 in dem Aufsatz *Über den gegenwärtigen Zustand der Indischen Philologie* erst ein gutes Dutzend durch Editionen und Übersetzungen bekannter Sanskrittexte nennen können, waren es 1830 schon 350 und 1852 ungefähr 500 Titel.¹⁴

Die deutsche Indologie hat danach – zumal in ihrer Blütezeit gegen Ende des 19. und zu Anfang des 20. Jh.s – weltweit gesehen einen quantitativ und qualitativ sehr bedeutenden Beitrag zur Erschließung der indischen Geistesgeschichte geleistet, und noch heute stehen philologische Arbeiten deutscher Prägung außerhalb Deutschlands, zumal in den USA und in Japan, in hohem Ansehen. Allerdings hat Hegels ablehnende Haltung allem Indischen gegenüber doch seine Wirkung gehabt, indem sie nämlich eine breitere Rezeption der von den Indologen aufbereiteten Textmaterialien und des von Indologen generierten Wissens über Indien verhindert hat. Auch wenn immer wieder Einzelne, wie beispielsweise Max Weber, die indischen Verhältnisse in ihre systematischen Überlegungen einbezogen

¹³ Zitiert nach Menze (wie in Anm. 8), S. 284.

¹⁴ Brückner u.a. (wie in Anm. 1), S. 7.

haben, so ist die Indologie seit Hegel doch überwiegend eine Archivwissenschaft gewesen.

Was die Entwicklung der inhaltlichen Ausrichtung der deutschen Indologie angeht, so ist auch diese vor dem Hintergrund der anfänglichen Verwurzelung der Indologie in der romantischen Bewegung zu sehen. Bekanntermaßen konnten sich die Vertreter dieser Bewegung nur für das alte Indien begeistern. Im alten Indien vermuteten sie die Wiege der Menschheit oder doch wenigstens der europäischen Rasse. Das alte Indien hielten sie für das Ursprungsland des Monotheismus. Und nur die alten Inder galten ihnen als einfache, schöne, stille Menschen, von einer üppigen Natur reich versorgte Vegetarier, die den ganzen Tag Blumenkränze windend und dabei dichtend und philosophierend an Lotosteichen saßen. Dem jüngeren Indien ihrer Zeit standen sie dagegen eher skeptisch gegenüber. Der Hinduismus mit seinen schätzungsweise 33 Millionen Göttern und seiner Seelenwanderungslehre galt ihnen als üble Verfälschung des ursprünglichen indischen Monotheismus.

Auch wenn die meisten romantischen Projektionen innerhalb der akademischen Indologie bald aufgegeben wurden, so blieb doch die Skepsis gegenüber dem zeitgenössischen Indien bestehen. Erforscht wurden daher bis zur Mitte des 20. Jh.s ganz überwiegend die indische Frühgeschichte und das indische Altertum, d.h. alles, was etwa vor 1000 n. Chr. zu datieren ist, und davon wiederum auch nur das, was man für ursprünglich, für noch nicht verfälscht, für noch nicht degeneriert hielt. Offensichtlich Verfälschtes und Degeneriertes wie z.B. die jüngeren sog. tantrischen Formen der indischen Religionen mit ihren teilweise als degoutant empfundenen rituellen Praktiken blieben außen vor, ebenso die neuindoarischen und erst recht die in Südindien beheimateten nichtindoarischen Sprachen und Literaturen. Erst mit dem Ende des 2. Weltkriegs und der Unabhängigkeit Indiens haben sich das zeitgenössische und das südliche Indien nach und nach neben dem klassischen Indien als Gegenstandsbereiche wissenschaftlicher Forschung emanzipiert, wodurch verstärkt auch die unter der Oberfläche der pan-

indischen Sanskritkultur liegende regionale kulturelle Vielfalt Indiens bzw. nunmehr Südasiens sichtbar geworden ist.

Damit hat sich die Indologie in der zweiten Hälfte des 20. Jh.s inhaltlich in einer Weise ausdifferenziert, dass es seither praktisch zwei Varietäten des Faches gibt: eine, die sich mit dem vormodernen, und eine, die sich mit dem modernen, sprich: dem kolonialen und dem unabhängigen Indien beschäftigt. Sichtbar wird diese Entwicklung etwa an der Tatsache, dass innerhalb des besagten Zeitraums an einer ganzen Reihe von deutschen Universitäten eine Ergänzungsprofessur für Neusprachliche Indologie eingerichtet worden ist. Besondere Erwähnung verdient in diesem Zusammenhang die Gründung des Südasieninstituts der Universität Heidelberg im Jahre 1962. Inspiriert durch die amerikanischen area studies arbeiten darin mehrere wissenschaftliche Disziplinen südasiensbezogen zusammen, so die Geschichts- und die Politikwissenschaft, die Ethnologie, die Wirtschaftswissenschaft, die Geographie und eben die Indologie, die anfänglich gleich mit drei Lehrstühlen vertreten war – einem für alt- und mittelindische Sprachen, einem für neuindische Sprachen und einem für indische Religionen – von denen heute immerhin noch zwei erhalten sind.

An der Gründung dieses Instituts zeigt sich die Tendenz zu einer weiteren, die Indologie nachhaltig beeinflussenden Veränderung der inhaltlichen Ausrichtung. In der Zeit der britischen Kolonialherrschaft über Indien gab es eine Art Arbeitsteilung in der europäischen Indologie: Die britischen Indologen ließen sich bei ihrer Tätigkeit insgesamt mehr von praktischen Bedürfnissen leiten, die sich aus der Herrschaft über Indien ergaben, während bei den deutschen Indologen mehr philologische, religiös-philosophische und historische Gesichtspunkte im Vordergrund des Interesses standen. Dieser Unterschied verschwindet seit dem Ende der britischen Kolonialherrschaft allmählich, insofern man sich seither auch in Deutschland mehr und mehr unter praktischen Gesichtspunkten für Indien zu interessieren beginnt.

Einen gewaltigen Schub hat diese innerdeutsche Entwicklung zu Beginn der 1990er Jahre durch innerindische Entwicklungen bekommen, womit ich mit meiner Geschichte der Indologie nun endlich im Zeitalter der Globalität angekommen wäre. Ganz kurz nur: Indien hat nach der Erringung der Unabhängigkeit als blockfreier Staat aus verschiedenen Gründen wirtschaftlich einen Sonderweg zu gehen versucht, der sich gleichermaßen aus markt- und aus planwirtschaftlichen Komponenten zusammensetzte. Dieser Weg hat das Land dann letztlich in eine Zahlungsbilanzkrise geführt, die es nur mit massiver Unterstützung durch den Internationalen Währungsfonds hat bewältigen können. Der Preis, der für diese Unterstützung zu zahlen war, bestand, wie man sich leicht denken kann, in der Durchführung von Maßnahmen zur Liberalisierung und Deregulierung der Wirtschaft. Und diese Maßnahmen haben einen Prozess in Gang gesetzt, der Indien mit einer ungeheuren Schnelligkeit grundlegend verändert hat und noch weiter verändern wird, und zwar auf allen Gebieten, Wirtschaft, Politik, Gesellschaft und Kultur. Dabei ist gewiss nicht davon auszugehen, dass alle Lebensbereiche ökonomisch determiniert sind, wohl aber davon, dass sie alle miteinander korrespondieren und in ihnen allen der Geist einer Zeit lebendig wird. Wenn man in einem sensiblen Bereich wie der Wirtschaft so massive Veränderungen vornimmt, wie es die Regierung Rao zu Beginn der 1990er Jahre getan hat, dann können gleichfalls massive Veränderungen in den anderen Bereichen gar nicht ausbleiben.

Wenn wir also fragen, ob die Globalität Auswirkungen auf die Lehr- und Forschungsinhalte der Indologie hat, dann muss die Antwort lauten: Ja, das hat sie, ganz massive, und zwar in zweifacher Hinsicht. Zum einen gibt es die gerade angesprochenen Veränderungen infolge der Globalität in Indien und den übrigen Staaten Südasien: Pakistan, Nepal, Bhutan, Bangladesh und Sri Lanka. Diese verlangen selbstverständlich nach einer fundierten wissenschaftlichen Beschreibung und Analyse, ja, man darf wohl behaupten, dass der Raum Südasien ganz hervorragendes Datenmaterial liefert, um das Phänomen der Globalität exemplarisch zu studieren. Zum anderen ist uns Indien bzw. Südasien infolge der Globalität sehr viel näher gerückt, und durch die größere Nähe entsteht gleichzeitig mit den Veränderungen in

Indien bei uns ein ständig zunehmender und ganz neuartiger Bedarf an Informationen über Indien. Diesen Bedarf zu befriedigen ist im Prinzip kein Problem, dafür bedarf es zunächst einmal nur ausreichender personeller und finanzieller Ressourcen. Nicht erkannt hat das beispielsweise das Land Berlin, so dass die beiden Berliner Universitäten die dort vorhandenen drei Lehrstühle für Indologie, für Ältere und für Neuere Indische Geschichte wegrationalisiert haben. Erkannt hat das aber beispielsweise das Land Niedersachsen und zuletzt auf eigene Initiative hin der Universität Göttingen die dauerhafte (wohlgemerkt: nicht Anschub-, sondern dauerhafte!) Finanzierung von fünf neu einzurichtenden südasiensbezogenen Lehrstühlen zugesagt, einem für „Moderne Indische Geschichte“, einem für „Gesellschaft und Kultur des Modernen Indien“, einem für „Staat und Demokratie im Modernen Indien“, einem für „Indische Religionen“ und einem für „Entwicklungsökonomie“, zusätzlich zu dem schon seit fast 180 Jahren vorhandenen Lehrstuhl für Indologie.

Um abschließend auch noch ein paar Worte zur Zukunft der Indologie zu sagen: Als sog. kleines Fach – „klein“ im Hinblick auf die Zahl derer, die es vertreten und es studieren, nicht aber im Hinblick auf den Gegenstandsbereich – ist sie (vielleicht mehr als ein großes) von der Globalität nicht nur im Hinblick auf die Veränderung der Lehr- und Forschungsinhalte betroffen, sondern viel mehr noch im Hinblick auf die Veränderung der Rahmenbedingungen, unter denen Wissenschaft heutzutage betrieben werden muss. Es ist kaum nötig, diese Rahmenbedingungen – freier Wettbewerb auf allen Ebenen und in allen Bereichen, kennzahlengesteuerte Mittelvergabe, radikale Kontingenzierung des Studiums bei immer stärkerer Ausdifferenzierung der möglichen Studieninhalte usw. – hier näher zu beschreiben. Auch so dürfte klar sein, dass die Indologie im herkömmlichen Sinne, so wie sie über beinahe 200 Jahre hinweg in Deutschland betrieben worden ist, im Zeitalter der Globalität nur dort überleben kann, wo sie im Verein mit einer starken gegenwartsbezogenen Südasienswissenschaft betrieben wird oder wo sie unter Artenschutz gestellt wird. Gründe, sie unter Artenschutz zu stellen, gibt es mehr als genug. Nach wie vor ist ja mit Max Weber festzustellen:

Die Entwicklung der Indologie im Zeitalter der Globalität

Niemand weiß noch, wer künftig in jenem Gehäuse [des Kapitalismus] wohnen wird und ob am Ende dieser ungeheuren Entwicklung ganz neue Prophetien oder eine mächtige Wiedergeburt alter Gedanken und Ideen stehen werden, oder aber – wenn keines von beiden – mechanisierte Versteinerung, mit einer Art Sich-wichtig-nehmen verbrämt. Dann allerdings könnte für die «letzten Menschen» dieser Kulturentwicklung das Wort zur Wahrheit werden: Fachmenschen ohne Geist, Genussmenschen ohne Herz: dies Nichts bildet sich ein, eine nie vorher dagewesene Stufe des Menschentums erstiegen zu haben.¹⁵

In dieser Situation wäre es mehr als fahrlässig, wollte man darauf verzichten, die Erinnerung – auch oder gerade, je nach Geschmack – an die Lehren der indischen Weisen von Yajnavalkya und Siddhartha Gautama bis hin zu Sri Aurobindo und Mahatma Gandhi wach zu halten.

¹⁵ Zitiert nach Axel Michaels, Die Kunst des einfachen Lebens. Eine Kulturgeschichte der Askese, München 2004, S. 125.

Harald Meyer

Japanstudien auf „Globalesisch“?

Die vom Deutschen Institut für Japanstudien in Tōkyō vom Zaun gebrochene Sprachendiskussion und ihre Wirkung auf und über die Japanologie hinaus

Die deutschsprachige Japanologie sieht sich in der glücklichen Lage bereits seit 1988/89 vor Ort in Tōkyō über eine Forschungseinrichtung zu verfügen: das der Stiftung Deutsche Geisteswissenschaftliche Auslandsinstitute (DGIA) zugehörige Deutsche Institut für Japanstudien (DIJ) mit zwölf wissenschaftlich tätigen Personen.¹ Das 20-jährige Jubiläum wurde im Herbst 2009 von der Ankündigung des Instituts begleitet (und in der Folge überschattet), seine wissenschaftliche Zeitschrift mit dem Titel *Japanstudien* von der Wissenschaftssprache Deutsch auf Englisch umzustellen. Die Zeitschrift (eigentlich ein Jahrbuch) wurde sodann kurzerhand in *Contemporary Japan* umbenannt. Dies löste eine teils beinahe schon als erbittert zu kennzeichnende Grundsatzdiskussion nicht nur über das Medium der Wissenschaftssprache, sondern auch über die Identität der Japanologie bzw. der Japanstudien im deutschsprachigen Raum aus. Die Diskussion wurde zunächst auf der Mailing-Liste „J-STUDIEN“ der Gesellschaft für Japanforschung geführt², wobei sich sowohl die Gegner wie auch die Befürworter des Vorgangs unter Vorbringung ihrer Argumente und meist in einem Jargon des Protests zu Wort meldeten. Initiiert von der Bonner Japanologie (Reinhard Zöllner) folgte ein „Offener Brief“, unterzeichnet von 141 Wis-

¹ Vgl. <http://www.dijtokyo.org>.

senschaftlern und Japanologie-Interessierten aus aller Welt, darunter ehemalige Präsidenten der European Association for Japanese Studies; auch von japanischer Seite schlossen sich mehrere renommierte Akademiker an, so auch der ehemalige Präsident des Internationalen Germanistenverbands IVG.³ Überhaupt wurde von Seiten japanischer Germanisten der Umstand, dass deutsche Japanologen die Wissenschaftssprache Deutsch für tot erklären, mit Bestürzung aufgenommen. So wandte sich etwa der japanische Verband der Germanistikpädagogen in einem Protestschreiben an das DIJ. Weitere kritische Stimmen folgten. Als ehemalige Direktorin des Deutschen Instituts für Japanstudien meldete sich die literaturwissenschaftlich tätige Japanologin Irmela Hijiya-Kirschner mit der Frage „Soll die Japanologie anglophon werden?“ an die Öffentlichkeit:

Natürlich bezweifelte niemand die Notwendigkeit, auch auf Englisch zu veröffentlichen. Allen deutschen Japanologen erscheint es erstrebenswert, in angesehenen anglophonen Fachorganen präsent zu sein, wozu natürlich auch die Wissenschaftler im DIJ stets angehalten wurden. Dennoch sah man in der überraschenden Ankündigung des „face lifts“ eine Missachtung des Satzungsauftrags eines aus Steuergeldern finanzierten deutschen Auslandsinstituts, das der „Förderung des gegenseitigen Verständnisses zwischen Deutschland und den Gastländern“ zu dienen habe. Dementsprechend müsse es zumindest um eine gleichrangige Behandlung des Japanischen und des Deutschen neben dem Englischen gehen. Auf der Mailing List [J-STUDIEN] zeigte bezeichnenderweise ein Japaner, der Sozialphilosoph Ken'ichi Mishima, mit dem Hinweis auf die Bedeutung der Wissenschaftskultur tiefgreifende Konsequenzen dieses Schritts auf. In einem offenen Brief wandten sich daher im Sommer die vier japanologischen Mitglieder des Wissenschaftlichen Beirats, der nicht in diese Entscheidung einbezogen worden war, an das DIJ mit der Aufforderung, diese noch einmal zu diskutieren. Auch der japanische Germanistenverband und der Verband der

² Vgl. <https://listserv.shuttle.de/mailman/listinfo/j-studien>.

³ Siehe http://kotoba.japankunde.de/?page_id=927 (Stand: 8.4.2010). Der Brief endet mit dem Appell: „Wir wenden uns nicht dagegen, dass – wie schon bisher – englischsprachige Beiträge in den ‚Japanstudien‘ erscheinen. Es läuft aber den Interessen der deutschsprachigen Japanforschung zuwider, ihr auf symbolische Weise die eigene Stimme zu rauben. Der Stellenwert der ‚Japanstudien‘ als eines Sprachrohrs der deutschsprachigen Japanforschung ist nach zwanzig Jahren qualitativvoller Arbeit so hoch, dass wir nachdrücklich davor warnen, sie durch die angekündigte Umstellung zu entwerten.“

Japanstudien auf „Globalesisch“?

Germanistikpädagogen reagierten am 20. August mit einer gemeinsamen Erklärung. Am 12. November erfolgte ein weiterer Schlag, denn auf der Mailing-Liste wurde die Gründung einer neuen Fachzeitschrift in neuem Verlag angekündigt, die die Japanstudien ersetzen soll. Das DIJ will künftig unter dem Titel „Contemporary Japan“ ins Rennen um qualifizierte englischsprachige japanwissenschaftliche Beiträge gehen. Ein Schlag ins Gesicht der japanologischen Beiratsmitglieder, die in ihrem offenen Brief gefordert hatten, hinsichtlich der Sprachenregelung keine Tatsachen zu schaffen, solange diese Diskussion nicht geführt worden ist. Am selben Tag erschien ein Artikel des DIJ-Direktors Florian Coulmas in der „Neuen Zürcher Zeitung“, in dem er für den Erhalt der Sprachenvielfalt plädiert: „Die Verringerung der diesbezüglichen Möglichkeiten bedeutet eine Verarmung des Innovationspotentials.“⁴

Titel und Untertitel des hier angesprochenen Coulmas-Beitrags lauten: „Blut wird keines vergossen. Doch mit jeder Sprache, die ausstirbt, verlieren wir ein unwiederbringliches Zeugnis geistiger Schöpfungskraft des Menschen.“⁵ Das vom amtierenden DIJ-Direktor Coulmas geäußerte Bedauern über das Sprachensterben angesichts der gleichzeitig von ihm verordneten Umstellung einer deutschsprachigen japanologischen Fachzeitschrift ins Englische wurde von seiner Vorgängerin Hijiya-Kirschner mit dem Vorwurf des „Zynismus“ quittiert.⁶ Sämtliche Einwände blieben zunächst unbeantwortet. Erst spät wandte sich Coulmas auf Umwegen ebenfalls an die Öffentlichkeit: Englisch als „Lingua franca“ sei für die Wissenschaft „eine Bereicherung“ – so die indirekte Entgegnung des „Linguisten, Soziologen und Japanologen“⁷ Florian Coulmas in der NZZ:

Das Rennen ist längst gelaufen. Englisch ist die dominante Sprache der Wissenschaft. Daran kann niemand zweifeln. Anstoß nehmen freilich schon, und manche tun es. Rückzugsgefechte gibt es auf abgelegenen Schauplätzen. Denn wie bei ei-

⁴ Hijiya-Kirschner, Irmela, „Soll die Japanologie anglophon werden?“. *F.A.Z.*, 18.11.2009, Nr. 268 / Seite N3.

⁵ Coulmas, Florian, „Blut wird keines vergossen“. *NZZ online*, 12. November 2009: http://www.nzz.ch/nachrichten/kultur/aktuell/blut_wird_keines_vergossen_1.4003311.html

⁶ Vgl. Hijiya-Kirschner, Irmela, „Soll die Japanologie anglophon werden?“. *F.A.Z.*, 18.11.2009, Nr. 268 / Seite N3.

⁷ In dieser Weise und in dieser Reihenfolge bezeichnet in besagten NZZ-Beiträgen vom 12. November 2009 und 15. Januar 2010.

nem Religionskrieg folgt auf die Niederlage nicht unbedingt die freiwillige Bekehrung und Anerkennung der Realitäten. Besonders schwer scheint das jenen zu fallen, die sich an bessere Zeiten erinnern zu können glauben, Franzosen und Deutschen. [...] Kollegen und andere an der eigenen Arbeit Interessierte zu erreichen, ist für die Wissenschaftler, die sich der internationalen Konkurrenz stellen, attraktiv. Im Zeitalter eines internationalen akademischen Arbeitsmarkts sind das immer mehr. Als internationale Lingua franca der Wissenschaft wird das Englische heute den damit verbundenen Bedürfnissen gerecht.⁸

Kämpferische Metaphern zuhauf – bis hin zum Vergleich mit einem „Religionskrieg“. Ziemlich unvermittelt, so scheint es, sieht sich ein kleines Fach dem rauen Wind der Globalisierung (hier in der Form einer Konfrontation mit der zur ausschließlichen Wissenschaftssprache erhobenen Verkehrssprache Englisch) ausgesetzt. Doch was verbirgt sich hinter diesem kämpferischen Gesicht der „Globalisierung“? Diese Frage wurde in der Folge auch über die Fachgrenzen der Japanologie hinaus aufgegriffen – und zwar unter expliziter Bezugnahme auf Coulmas’ Siegeserklärung des Englischen. So mischte sich auch Jürgen Trabant, Professor für europäische Mehrsprachigkeit an der Jacobs Universität Bremen, mit einem „Plädoyer für die Vielsprachigkeit“ in den Sprachenstreit ein. Von ihm stammt der originelle Ausdruck „Globalesisch“ zwecks Entlarvung des problematischen Charakters einer monolingualen Kommunikationsform für Wissenschaftler:

Der Sprachwissenschaftler und Direktor des Tokioter Deutschen Instituts für Japan-Studien, Florian Coulmas, hat es kürzlich noch einmal für nötig befunden, in der ‚Neuen Zürcher Zeitung‘ das Englische als weltweite Wissenschaftssprache anzupreisen – unter nachdrücklicher Schmähung der reaktionären Kräfte, die sich diesem progressiven Trend widersetzen und in den alten europäischen Wissenschaftssprachen weiterarbeiten wollen, etwa in Deutsch.

[...] Ein alter Traum der Menschheit ist in der Wissenschaft wahr geworden: eine Sprache für alle. Der Sieg der einen Sprache ist total oder wird in Bälde total sein, weil die Jugend der Welt offensichtlich begeistert dem Beispiel des flotten deutschen Sprachwissenschaftlers folgt und auf Globalesisch forscht und schreibt (ob

⁸ Coulmas, Florian, „Eine Lingua franca für die Wissenschaft ist eine Bereicherung“. *NZZ online*, 15. Januar 2010: http://www.nzz.ch/nachrichten/startseite/eine_lingua_franca_fuer_die_wissenschaft_ist_eine_bereicherung_1.4512579.html.

Japanstudien auf „Globalesisch“?

das allerdings eine ‚Bereicherung‘ ist, wie der Titel des Artikels behauptet, sei dahingestellt). Warum aber müssen die verbliebenen besiegten Gegner dieser schönen neuen Wissenschaftswelt völlig ausgerottet werden?

Warum sollen diejenigen nicht in Ruhe weitermachen, die lieber in ihren alten Kultursprachen wissenschaftlich arbeiten und publizieren wollen? Die Gründe dafür, dass es trotz des globalen Kommunikationsraums sinnvoll ist, in den alten Sprachen weiter Wissenschaft zu betreiben, sind nicht verwerflich, sie sind auch nicht dumm und unwissenschaftlich. Daher zeichnet sich als Lösung der Frage nach der Sprache der Wissenschaft längst ein differenziertes Sprachregime ab, in dem das Globalesische und die alten Wissenschaftssprachen jeweils ihre Plätze haben. Die Details dieser neuen Sprachkonstellation sind allerdings noch auszuhandeln. Es geht darum zu klären, in welcher Phase der wissenschaftlichen Ausbildung Englisch verwendet werden soll, in welchen Disziplinen das sinnvoll ist und ob es ums Schreiben oder auch ums Sprechen geht.

[...] Kommunikation ist nicht das erste Ziel meiner wissenschaftlichen Sprachproduktion, sondern die Generierung des wissenschaftlichen Gedankens selbst. Es geht dabei nicht darum, dass ich irgendetwas nur auf Deutsch sagen kann, sondern dass ich es auf Deutsch am besten sagen kann. Die Verwendung der alten Sprache ist also wissenschaftlich angezeigt, nicht nationalistisch motiviert. Hier entsteht in der globalen Gesellschaft ein Konflikt zwischen wissenschaftlicher Produktion und Kommunikation. Wenn ich in der alten Sprache schreibe, verzichte ich zunächst auf die weltweite Kommunikation zugunsten des besten Handwerkszeugs (ich hoffe natürlich, dass mich einer ins Weltweite übersetzt). Wenn ich in der neuen Sprache schreibe, was ich ebenfalls manchmal tue, stelle ich mein bestes wissenschaftliches Handwerkszeug zugunsten der weltweiten Kommunikation zurück. Dies sind Spannungen und Konflikte, die man nicht einfach durch die öffentliche Aufforderung zur ‚freiwilligen Bekehrung‘ zur Einheitsprache eliminieren kann. Es geht darum, ein liberales und klug abgewogenes Sprachenregime in den Wissenschaften auszuhandeln und nicht um die Durchsetzung eines sprachlichen Einheitsglaubens, sozusagen eines intoleranten Monoglossismus, der durchaus der Forderung nach guter Wissenschaft widerspricht.

Es ist auch sinnlos, uns immer wieder den englisch schreibenden Dänen vorzuhalten. Natürlich wählt der Däne eher das Globalesische: Seine wissenschaftliche Gemeinschaft ist so klein, dass er zugunsten der größeren kommunikativen Reichweite auf seine eigene Sprache verzichtet. Als deutsch schreibender Wissenschaftler habe ich das Glück, noch eine relativ große Gemeinschaft ansprechen zu können und in meiner eigenen Sprache denken zu dürfen. Warum soll ich es dem Dänen nachmachen und auf dieses Glück verzichten? Im Übrigen hat gerade der berühmteste dänische Sprachwissenschaftler (der sonst zumeist in der Weltspra-

che Französisch schrieb) sein Hauptwerk auf Dänisch geschrieben. Für sein bestes Buch, für seine subtilen Prolegomena zur Sprachtheorie, brauchte Louis Hjelmslev ganz offensichtlich sein bestes Denkinstrument: Dänisch.⁹

Einwände zu Coulmas' Propagierung des Englischen wurden auch in der NZZ selbst geäußert, und zwar von Seiten des Titularprofessors für französische, allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Zürich Marco Baschera, dem Herausgeber des Sammelbands *Mehrsprachiges Denken – Penser en langues – Thinking in languages* (Böhlau-Verlag, Köln 2009), welcher zu entgegensetzen wusste: „Englisch allein als Wissenschaftssprache genügt nicht“:

Am 15. Januar erschien an dieser Stelle ein Artikel von Florian Coulmas unter dem Titel ‚Eine Lingua franca für die Wissenschaft ist eine Bereicherung‘. Für Coulmas zeigt sich in den Wissenschaften eine hegemoniale Macht, die sich gegenüber anderen durchzusetzen vermag. Wissenschaft ist Abbild ökonomischer, politischer und militärischer Verhältnisse, bei denen es zwei Verlierer gibt: den deutsch- und den französischsprachigen Kulturraum. Die Kritik, die aus diesen Kulturräumen an der weltweit verbreiteten Einsprachigkeit der Wissenschaften geübt wird, führt Coulmas auf ein ganz bestimmtes Verständnis der Beziehung von Sprache und Denken zurück. Aber diese für die modernen Wissenschaften grundlegende Frage stellt sich fernab von allen Ideologien und Nationalismen. Sie betrifft den Kern der Wissenschaften. [...]

Heutzutage nimmt der Mythos der Universalsprache Englisch den Platz des Lateinischen ein, mit dem großen Unterschied, dass Latein im Mittelalter und in der Renaissance eine künstliche Gelehrtensprache war. Sie ist unter anderem darum ein Mythos, weil die Linguisten seit vielen Jahren nicht mehr vom Englisch schlechthin, sondern vom „Englischen“ reden. Englisch ist eine plurizentrische Sprache. Das ist ihre Stärke. Andererseits ist sie großen zentrifugalen Kräften ausgesetzt. [...]

Daher genügt Englisch als Lingua franca in den Wissenschaften nicht. Es müssen neue Formen der Begegnung verschiedener Sprachen und Kulturen geschaffen werden, sei es in den Labors oder an Tagungen. Die Mehrsprachigkeit der Forschenden und die Übersetzungen wissenschaftlicher Zeitschriften in verschiedene Sprachen sollten gefördert werden. Zudem müssen die verschiedenen Wissenschaftskulturen vermehrt miteinander in Kontakt treten. Die Öffnung etwa auf

⁹ Trabant, Jürgen, „Ein Plädoyer für die Vielsprachigkeit“. *F.A.Z.*, 01.04.2010, Nr. 77 / Seite 9.

Japanstudien auf „Globalesisch“?

arabische und chinesische Formen von Wissen ist ein Gebot der Stunde. Öffnung meint hier nicht nur Übersetzung dieser Formen in andere Sprachen, sondern eine Begegnung, die zwischen diesen Formen und unserer Wissenskultur stattfindet.¹⁰

Die Diskussion beschränkt sich inzwischen bereits nicht mehr nur auf schriftliche Stellungnahmen. Am 5. April wurde – als offensichtliche Reaktion auf den Sprachenstreit in der Japanologie – von der DAAD-Außenstelle Tōkyō ein Symposium zum Thema „Die Rolle der Mehrsprachigkeit in der Wissenschaft“ ausgetragen. Im Webauftritt der Außenstelle findet sich ein kurzer Tagungsbericht:

Im ersten Vortrag hob Prof. Dr. Florian Coulmas vom Deutschen Institut für Japanstudien die dominante Stellung des Englischen in der Wissenschaft hervor, dem gegenüber sich auch die deutsche Wissenschaft öffnen sollte. Im zweiten Vortrag schilderte Prof. Dr. Thomas Henne, DAAD-Fachlektor für Jura, seine Erfahrungen aus seinem Arbeitsumfeld an der Tokyo Universität. Dort werde Englisch und Deutsch als Arbeitssprache genutzt, wobei der Sprachgebrauch hin zum Englischen tendiert. Prof. Keiichi Aizawa von der Universität Tsukuba trug im letzten Vortrag die Sorge vor, dass sich die deutsche Wissenschaft durch eine weitere Öffnung zum Englischen hin selbst disqualifizieren könnte und rief dazu auf, der Umstellungstendenz auf das Englische entgegenzutreten. [...]

In den Vorträgen und während der Diskussion wurde deutlich, dass das Englische als Lingua Franca durch die fortschreitende Vernetzung der Wissenschaft immer wichtiger wird und man sich aus diesem Grund frei von jedweder Ideologie pragmatisch dieser Sprache öffnen sollte.¹¹

Festzuhalten ist, dass ausgehend von einem hausgemachten Sprachenstreit unter Japanologinnen und Japanologen eine breiter angelegte Diskussion unter diversen Fachvertretern der Geisteswissenschaften entstanden ist. Selbst im *unijournal* der Universität Zürich findet sich jüngst ein Beitrag zur Anglizierungsproblematik unter dem Titel „Publish in English or Perish?“, und zwar in der Form eines Interviews mit dem Dekan der Philosophischen Fakultät, dem Historiker Bernd Roeck. Der Eingangstext ent-

¹⁰ Baschera, Marco, „Englisch allein als Wissenschaftssprache genügt nicht“, *NZZ online*, 19. März 2010: http://www.nzz.ch/nachrichten/startseite/warum_englisch_allein_als_wissenschaftssprache_nicht_genuegt_1.5247130.html

¹¹ http://tokyo.daad.de/wp/category/de_news/ (Stand: 10.4.2010).

hält erneut eine zumindest indirekte Bezugnahme auf die Frage der Umstellung des Publikationsorgans *Japanstudien* auf Englisch:

Die Debatte findet auch im Feuilleton statt. So war in der NZZ kürzlich eine engagierte Stellungnahme für Englisch als Lingua franca zu lesen. Wer etwas zu sagen habe, könne dies ohne Verluste auch auf Englisch tun, so der Autor.¹²

Allerdings ist anzumerken, dass diese Debatte durchaus nicht einfach von einigen Japanologen losgetreten, sondern in anderer Form und an anderer Stelle gewiss vorher schon geführt wurde. Um aus derselben Quelle zitierend ein Beispiel zu nennen:

So hielt die Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften an ihrer Herbsttagung ein Plädoyer für die Mehrsprachigkeit: Der Verlust des Deutschen sei ein kognitiver und kultureller Verlust. Denn Denkstile und Wissenschaftstraditionen seien an Sprache gebunden.¹³

¹² Renner, Sascha, „Publish in English or Perish?“. *unijournal*, 40. Jahrg. Nr. 2 (29. März 2010), S. 3. Beschrieb des Beitrags: „In den Naturwissenschaften führt kein Weg am Englischen vorbei. Wie steht es aber um die Zukunft des Deutschen in den Geisteswissenschaften? Dekan Bernd Roeck antwortet.“

¹³ Ebd., S. 3. Mit dieser Stellungnahme vergleichbar ist das DAAD-Memorandum zur „Förderung von Deutsch als Wissenschaftssprache“: „Zeitgleich mit dem Start der Kampagne ‚Deutsch – Sprache der Ideen‘, die das Auswärtige Amt für das Jahr 2010 ausgerufen hat, hat der DAAD ein Memorandum zur Förderung von Deutsch als Wissenschaftssprache veröffentlicht. Darin fordert er, dass die deutsche Sprache in der zunehmend vom Englischen dominierten internationalen Wissenschaft ihre traditionsreiche Stellung bewahren muss. Zugleich legt der DAAD dar, welche sprachpolitischen Leitlinien er mit seinen Programmen und Maßnahmen verfolgt. Er plädiert für eine Mehrsprachigkeit in den Wissenschaften, die sowohl den Status des Englischen zur Gewährleistung der weltweiten Kommunikationsfähigkeit der Forschung anerkennt als auch das Deutsche als Wissenschafts- und Kultursprache pflegt. Das Memorandum nennt drei Ebenen der Sprachförderung des DAAD: So engagiert sich der DAAD erstens in großem Umfang für die sprachliche Vorbereitung seiner ausländischen Stipendiatinnen und Stipendiaten durch Präsenz- und Online-Sprachkurse. Zweitens schafft er über eine Vielzahl fachlicher Kooperationen und Partnerschaften in allen Disziplinen attraktive Anreize, Deutsch als Fremdsprache zu erlernen. Drittens fördert der DAAD die Germanistik im Ausland und unterstützt ihre wichtige Vermittlerrolle unter anderem durch sein weltweites Netz von Lektoren.“ <http://www.daad.de/portrait/de/1.2.4.html> (Stand: 24.4.2010).

Japanstudien auf „Globalesisch“?

In seiner Stellungnahme wägt Dekan Roeck die Vor- und Nachteile der Anglizierung ab, ohne den Wert des Englischen als internationale Verkehrs- bzw. Verständigungssprache auch in den Geisteswissenschaften abzustreiten. Allerdings verfüge die Universität Zürich noch nicht über eine Sprachenregelung hinsichtlich des Englischen, eine solche könne aber durchaus diskutiert werden. Roeck kommt zum Schluss:

In den Naturwissenschaften ist Sprache eher ein Darstellungsinstrument von Ergebnissen. Die Texte haben oft mehrere Autoren, sie sind stärker kodifiziert, es gibt ein Set an Termini technici, vieles lässt sich grafisch darstellen. In den Geisteswissenschaften hingegen ist Sprache das primäre Arbeitsinstrument, und es gibt einen alten Streit, inwieweit Geisteswissenschaften Wissenschaft sind und inwieweit Literatur. Es gibt jedenfalls gute Forschung, die einen literarischen Anspruch hat.¹⁴

Die hier skizzierte Sprachendiskussion ist durchaus im Kontext der „Globalisierung“ zu sehen, und zwar als Auswirkung des Vorherrschaftsanspruchs des Englischen, dessen ausschließliche und ausschließende Verwendung (mitunter kritisch als „Globalesisch“ identifiziert) von vielen Seiten her in Frage gestellt wird. Inzwischen zeichnet sich beinahe schon eine Fachgrenzen überschreitende Debatte zwischen Befürwortern und Gegnern ab, erstaunlicherweise von der kleinen Disziplin Japanologie ausgehend oder zumindest neu angefacht und auch von den Befürwortern auf Deutsch geführt. Weitere Reaktionen gälte es einzufangen, und Stellungnahmen aus den eigenen Reihen sind nicht nur erwünscht, sondern mittlerweile gar als notwendig zu erachten.

¹⁴ *unijournal*, 40. Jahrg. Nr. 2 (29. März 2010), S. 3.

Das **Zentrum für Europäische Integrationsforschung (ZEI)** ist ein interdisziplinäres Forschungs- und Weiterbildungsinstitut der Universität Bonn. *ZEI – DISCUSSION PAPER* richten sich mit ihren von Wissenschaftlern und politischen Akteuren verfassten Beiträgen an Wissenschaft, Politik und Publizistik. Sie geben die persönliche Meinung der Autoren wieder. Die Beiträge fassen häufig Ergebnisse aus laufenden Forschungsprojekten des ZEI zusammen.

The **Center for European Integration Studies (ZEI)** is an interdisciplinary research and further education institute at the University of Bonn. *ZEI – DISCUSSION PAPER* are intended to stimulate discussion among researchers, practitioners and policy makers on current and emerging issues of European integration and Europe's global role. They express the personal opinion of the authors. The papers often reflect on-going research projects at ZEI.

Die neuesten ZEI Discussion Paper / Most recent ZEI Discussion Paper:

- C 190 (2008) Sonja Schröder
The 2007-2013 European Cohesion Policy. A New Strategic Approach by the Commission?
- C 191 (2009) Meredith Tunick
Promoting Innovation in the European Union. On the Development of Sound Competition and Industrial Policies
- C 192 (2009) Frank Decker/Jared Sonnicksen
The Election of the Commission President. A Presidential Approach to Democratising the European Union
- C 193 (2009) Aschot L. Manutscharjan
Der Berg-Karabach-Konflikt nach der Unabhängigkeit des Kosovo
- C 194 (2009) Wiebke Drescher
The Eastern Partnership and Ukraine. New Label – Old Products?
- C 195 (2009) Ludger Kühnhardt/Tilman Mayer (Hrsg.)
Die Gestaltung der Globalität. Neue Anfragen an die Geisteswissenschaften
- C 196 (2009) Ina Hommers
Die Migrationspolitik der EU. Herausforderung zwischen nationaler Selbstbestimmung und europäischer Konvergenz
- C 197 (2010) Klaus Hänsch
Europäische Integration aus historischer Erfahrung. Ein Zeitzeugengespräch mit Michael Gehler
- C 198 (2010) Ludger Kühnhardt/Tilman Mayer (Hrsg.)
Die Gestaltung der Globalität. Annäherungen an Begriff, Deutung und Methodik
- C 199 (2010) Wolfram Hinz/Catherine Robert (Hrsg.)
Frankreich – Deutschland – Polen. Partnerschaft im Herzen Europas
- C 200 (2010) Klaus W. Grewlich
Pipelines, Drogen, Kampf ums Wasser – greift die EU-Zentralasien-Strategie? Neues „Great Game“ von Afghanistan bis zum Kaspischen Meer?
- C 201 (2010) Uwe Leonardy
Is the European Federation a „Mission Impossible“? A Critical Analysis of the German Constitutional Court's Judgment on the Lisbon Treaty
- C 202 (2010) Günther H. Oettinger
Europeanising EU Energy Policy
- C 203 (2011) Ludger Kühnhardt/Tilman Mayer (Hrsg.)
Die Gestaltung der Globalität. Wirkungen der Globalität auf ausgewählte Fächer der Philosophischen Fakultät

Die vollständige Liste seit 1998 und alle Discussion Paper zum Download finden Sie auf unserer Homepage: <http://www.zei.de>.

For a complete list since 1998 and all Discussion Paper for download, see the center's homepage: <http://www.zei.de>.